

DEUTSCHE RUNDSCHAU

H. C. BRANNER

Die Unabhängigkeit der Kunst

WILHELM RÖPKE

Amerikanische Intellektuelle
von Europa gesehen

FRITZ SÄNGER

Wille und Weg

HEJO SCHMITT

Bernhard Letterhaus

FERDINAND SEIBT

Abschied vom
bisherigen Geschichtsunterricht?

MICHAEL GUTTENBRUNNER

Georg Trakl

2

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

83. JAHRGANG · BADEN-BADEN · FEBRUAR 1957

FEBRUAR 1957

RUNDSCHAU

Niemals vergessen! (113) — Produktionszahlen aus der Sowjetunion (114) — Juho Kusti Paasikivi (116) — Österreichs Bundespräsident † (117) — Dreizehntausend (118) — Priestley in Heidelberg (119) — Herbarium der Philosophie (120) — Robert Walser 1878 — 1956 (122)

AUFSÄTZE

| | |
|--|--|
| <i>Walter Allgöwer</i> | <i>Hejo Schmitt</i> |
| Sprengkraft der Freiheit 123 | Bernhard Letterhaus 155 |
| <i>H. C. Branner</i> | <i>Ferdinand Seibt</i> |
| Die Unabhängigkeit der Kunst . . . 130 | Abschied vom bisherigen Geschichtsunterricht? 159 |
| <i>Wilhelm Röpke</i> | <i>Helmut Günther</i> |
| Amerikanische Intellektuelle von Europa gesehen 136 | Zwischen Freiheit und Terror . . . 166 |
| <i>Eric Marcus</i> | <i>Carmen Kahn-Wallerstein</i> |
| Deutsche Kultur in der Meinung Amerikas 142 | Louise von Sachsen-Weimar . . . 170 |
| <i>Fritz Sängér</i> | <i>Michael Guttenbrunner</i> |
| Wille und Weg 150 | Georg Trakl 179 |

ZEITTADEL (183) — WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU (184)

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (187)

GEDICHTE

Horst Bingel (129) — Theodor Kramer (135) — Eva Schwimmer (141) — Ernst Günther Bleisch (158) — Oda Schaefer (178)

PROSA

Peter Heller Meier 190

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Däubler (200) — Benz (202) — Kollwitz, Grosz, Kokoschka (203) — Liess (205) — Mann (206) — Lehmann (206) — Borchardt (208) — Mac Lean (209) — Pump (210) — Hoboken (210) — Nossack (211) — Scholz (211) — Kramer (212) — Bingel (213) — Barka (213) — Kohn (215) — Wais (216) — Müller-Jabusch (216) u. a.

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (217)

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 58, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Niemals vergessen!

Unter dieser Überschrift haben Berner Studenten hygienisch verpackte Wattebäuschchen mit Draht und Lighter fluid verteilt. Dem merkwürdigen Präsent ist eine Gebrauchsanweisung beigegeben, auf der es heißt: „*Montage*: a) Schutzhülle erst vor dem Gebrauch entfernen; b) Watte mitten an einer mit Benzin ganz gefüllten Flasche nicht straff festbinden. — *Wurf*: a) Kapselspitze der beigelegten Ampulle wegschneiden; b) Inhalt ohne Verlust über den trockenen Wattebausch verteilen; c) Watte anzünden; d) sofort, gezielt, aber nicht rasant werfen; e) kein Wurf? dann Draht mit brennender Watte sofort von der Flasche abstreifen. Als Vorschrift für die abgegebene Hülle: Verschluss aufbewahren, vor Hitze schützen, verhütet Mißbrauch. *Nachahmung ist Recht und Pflicht*.“

Warum Nachahmung „Recht und Pflicht“ ist, erklärt der ebenfalls beigefügte Aufruf: „Niemals vergessen! Was hilft unser geistiger Widerstand in diesen Tagen, wenn wir nicht auch bereit sind, uns mit den Händen zu wehren und als Zivilisten die Armee zu ergänzen? Lernt den Molotow-Cocktail kennen und lernt ihn anzuwenden! Es ist ein einfaches, in Ungarn bewährtes Abwehrmittel. Das brennende Benzin rinnt durch die kleinsten Öffnungen und Fugen in den Panzer und entfacht im Innern Explosionen und Brände. Alle können den Molotow-Cocktail handhaben. Helft mit und seid bereit. Niemals vergessen, Aktion Studentenschaft der Universität Bern. Wir haben 5000 solcher Zünder zu treuen Händen an die höheren Schulen im Lande gratis verteilt. Für die Herstellung weiterer 5000 fehlen uns noch 783 Fr. Unser Postscheck: „Niemals vergessen“, Bern...“

Also handelt es sich um einen Teil der Aktion, die aus Bürgern Partisanen machen will. Um einen sehr handgreiflichen Teil allerdings, und um einen nicht ungefährlichen. Wer immer mit feindlichen Tanks zu tun gehabt hat, wird bestätigen, daß diese Anweisung einer Aufforderung zum Selbstmord gleichkommt. Der Benzinflaschenwurf kostet in 90 von 100 Fällen dem Werfer den Kragen, ohne den Panzer zu kratzen. Die jüngsten ungarischen Ereignisse bieten keinen Gegenbeweis. Die attraktiven Bilderchen von brennenden Panzern, von heldischen Jünglingen mit Benzinflaschen bezwungen, wie weiland der Drachen von Jungsiegfried, stammen teilweise aus einer Epoche des Aufstandes, in der die sowjetischen Besatzungen nicht schossen oder nicht schießen durften. Die Wirklichkeit sah dann ganz anders aus. Leider.

Aber das ist nicht unser Haupteinwand gegen diese Art von vormilitärischer Ertüchtigung. Die ganze Konzeption ist falsch, eine Nachahmung sowjetischer Taktik, ein trauriges Beispiel, wie sich die Demokratie das Gesetz des Handelns von den Totalitären vorschreiben läßt. Der „totale Volkswiderstand“ in Form einer Schattenorganisation im Partisanenstil ist nicht die Sache des Westens. Es kann uns, wenn der vermeidbare Krieg dennoch über uns kommen sollte, nur daran liegen, soviel Menschen wie möglich aus ihm herauszuhalten und Militär- von Zivilpersonen streng zu trennen, kriegsfreie Zonen zu schaffen und nicht den Krieg ins Kinderzimmer zu locken.

Den jungen Herren aber möchte man empfehlen, sich auf den Hosenboden zu setzen und zu lernen und zu lernen. Das Abendland wird mit dem Gesäß auf dem Studierstuhl verteidigt und nicht mit Wurfübungen an Panzerwagen. Sollte aber in der Bundesrepublik jemand ähnliche Aufrufe erlassen, werden wir an verschiedene kriegserische Erfahrungen erinnern müssen und ihm zuzurufen: Niemals vergessen!

Produktionszahlen aus der Sowjetunion

Bisher verfolgte die UdSSR die Taktik, den „Eisernen Vorhang“ gegenüber dem „kapitalistischen“ Europa fest geschlossen zu halten. Nach dem XX. Parteitag erschien nun das „Statistische Handbuch 1956“ in Moskau, das Pankow zur Zeit in die deutsche Sprache übersetzen und dann drucken lassen will. Aus ihm ergeben sich interessante Produktionszahlen.

Seit 1948 gibt es über die sowjetische Industrie keine absoluten Zahlen mehr. Anhand der letzten Zahlen konnte man sich daher im Ausland nur ungefähr mit Hilfe der Plansteigerungsziffern die absoluten Zahlen ausrechnen. Das war ein Behelf. Die neuen, im Handbuch gegebenen absoluten Zahlen über die Entwicklung der Industrieproduktion sind nun ein weiteres Beispiel für den Bruch mit stalinistischen Methoden und lassen erkennen, wo in der SU die wirtschaftlichen Schwerpunkte liegen. Trotzdem muß eine gewisse Vorsicht diesen Zahlen entgegengebracht werden. Infolge des Produktionsdruckes durch die von Moskau erteilten Planaufgaben und -steigerungen ergeben sich Prozentmeldungen, die Moskau darüber hinwegtäuschen sollen, daß die Erfüllung der Planforderungen nicht durchgeführt werden konnte. Man fürchtet an den unteren Produktionsstellen immer noch den Genickschuß oder die Deportationen in Zwangslager. Lieber bekennt man sich also zu einer Falschmeldung.

Wer in Rußland selbst die Gelegenheit hatte, die Normzahlen zu studieren, die in jedem Betrieb auf großen Tafeln jeden Tag neu bekannt gegeben werden, weiß, was sie beinhalten. Die in einem Kohlenschacht im Workutaer Sperrgebiet veröffentlichten Zahlen der täglichen Leistung der „Brigaden“ (Arbeitskompagnien) zeigten immer wieder das gleiche Bild. Zunächst wurde der Normsatz mit beispielsweise 96,5 % untererfüllt, am nächsten Tage wurden 100,1 % erreicht, am dritten Tag 108 %, dann ein Rekord am vierten Tag von 119 %, aber am fünften Wochentag leistete die gleiche Brigade nur 94 %, am sechsten 97 % und am siebenten — es wird auch sonntags gearbeitet! — 98 %. Am Tage der höchsten Normerfüllung wurde die betreffende Brigade sogar mit Musik vom Schacht in das Lager geholt, erhielt eine Extraration Essen, sowie einige weitere Vergünstigungen. Im Durchschnitt gesehen wurden jedoch kaum 100 % erfüllt. Nach der Leistung sämtlicher Brigaden des Schachtes wurde nun der Schachtdurchschnitt errechnet und nach Moskau gemeldet. Erreichte er nicht einen Satz über 100 %, so wurden den Brigaden gegenüber Druckmaßnahmen angewendet: Zuteilung von weniger Lebensmitteln — es gab nicht weniger als 18 verschiedenen gestaffelte „Kessel“ — Sperre des freien Einkaufs von Butter und Zucker sowie Lohnabzug.

Das alles darf nicht übersehen werden, wenn man die sowjetischen Meldungen über Normerfüllungen und Industrieprocente richtig verstehen will und einschätzt. Dazu kommt, daß Frauen dasselbe leisten müssen, wie Männer

und sogar an Heizkesseln als Heizer und Kohlenschlepper arbeiten. Zwischen 200 und 240 Tagen im Jahr muß die „Sowjetbürgerin“ als Arbeitstage nachweisen können. Klappt es aber an einer Stelle einmal absolut nicht, schickt Moskau eine Kommission oder eine solche aus dem nächsten Regierungszentrum. Das weiß man bereits vier bis fünf Tage vorher und bringt alles auf Hochglanz und Fassade, um einen guten Eindruck zu erwecken. Befriedigt reist die Kommission ab und meldet, daß alles in Ordnung sei. Am nächsten Tage ist der alte Gang wieder selbstverständlich. Natürlich hilft dann nur eine „geschminkte“ Normerfüllungs-Meldung.

So lassen sich auch aus dem neuen Handbuch keine Entwicklungstendenzen mit Sicherheit erkennen. Differenzen zwischen den Planerfüllungs- und den absoluten Zahlen müssen hingenommen werden. Das einzige, was als richtig angenommen werden kann, sind die Verhältnisse der Jahresleistungen zueinander und zwar nur den vollen Millionen und Milliarden nach.

Am zuverlässigsten sind noch die Bevölkerungszahlen aus den Angaben des Handbuches, wie sie die Statistische Zentralverwaltung in Moskau bekanntgab. Am undurchsichtigsten sind die Zahlen, die die Landwirtschaft betreffen, die außerdem auch recht spärlich gegeben worden sind. Auch das ist verständlich, denn auf dem Parteikongreß wurde das Absinken der landwirtschaftlichen Produktion in einigen Anbauzweigen, sowie das Absinken der Viehzucht stark kritisiert. Die „Rückkehr zum landwirtschaftlichen Mittelbetrieb“ wurde verkündet.

Nun zu den amtlichen Moskauer Zahlen.

Die Gesamtbevölkerung der UdSSR beläuft sich nicht, wie von der UNO geschätzt und berechnet wurde, auf rund 220 Millionen, sondern nur auf 200,2 Millionen Menschen, von denen 87 Mill. oder 43,4 % in den Städten und 56,6 % auf dem Lande leben. Bezeichnend ist, daß Litauen seit 1934 von 2,3 Mill. nur auf 2,7 Mill. Menschen zunahm, so daß sich daraus ablesen läßt, wie stark die Verschleppung und Umsiedlung in andere, meist sibirische Wohngebiete gewesen ist. Lettland hatte 1,939 Mill. Einwohner und soll heute nur 2,0 Mill. besitzen, Estland hatte 1,1 Mill. im Jahre 1934 und heute ... 1,1 Mill., so daß sich hier die Bevölkerung überhaupt nicht vermehrt hat. Dieses Land von den ostbaltischen Staaten wurde auch am schwersten durch Verschleppung in Arbeitslager und Umsiedlungen nach Sibirien betroffen. In der Kornkammer der Sowjetunion, in der Ukraine, gab es 1933 40 Mill. Einwohner, heute sind es 40,6 Millionen. Auch hier liegen die Verhältnisse ähnlich, wie in Estland.

Die Industrie-Produktion soll sich wie folgt entwickelt haben.

| Industriesektor | | 1950 | 1955 | Soll 1960 |
|----------------------|---------------|-------|-------|-----------|
| Kohle | (Mill. t) | 261,1 | 391,0 | 593,0 |
| Erdöl | „ | 37,9 | 70,6 | 135,0 |
| Elektroenergie | (in Mrd. kWh) | 91,2 | 170,6 | 320,0 (!) |
| Roheisen | (in Mill. t) | 19,2 | 33,3 | 53,0 |
| Stahl | „ | 27,3 | 45,3 | 68,3 |
| Walzgut | „ | 20,9 | 35,3 | 52,7 |
| Eisenerz | „ | 39,7 | 71,9 | ? |
| Automobile insgesamt | (1000 St.) | 362,9 | 445,3 | 650,0 |

| Industriesektor | | 1950 | 1955 | Soll 1960 |
|---------------------------------|---|-------|-------|-----------|
| davon: LKW | „ | 294,4 | 329,0 | 434,0 |
| PKW | „ | 64,6 | 107,8 | 201,0 |
| Traktoren | „ | 108,8 | 163,4 | 322,0 |
| Traktorenpflüge | „ | 121,9 | 103,2 | ? |
| Traktorenbestand (Landwirtsch.) | | 595,0 | 844,0 | — |
| in Mill. PS | | 14,0 | 21,6 | — |

Um noch eine weitere Vergleichsmöglichkeit zu haben, sei erwähnt, daß die Industrieproduktion der USA an den erwähnten Produkten im Vergleich zu der UdSSR doppelt so hoch ist, obwohl die Einwohnerzahl der USA um rund 70 Millionen niedriger liegt.

Juho Kusti Paasikivi

Vor einigen Wochen hatte Finnland dem einstigen Präsidenten und „Kriegsverbrecher“ Risto Ryti mit einem Staatsbegräbnis eine verspätete Rehabilitation gewährt. Nun mußte Staatsminister Fagerholm innerhalb kürzester Zeit dem finnischen Volk eine zweite Trauerbotschaft mitteilen: Juho Kusti Paasikivi war im Alter von 86 Jahren gestorben. Diese Nachricht von dem Tod des größten finnischen Nachkriegspolitikers löste in Finnland selbst eine tiefe und aufrichtig empfundene Trauer aus. In allen skandinavischen Hauptstädten unterbrachen die Radiostationen ihre Programme, um den Staatspräsidenten Gelegenheit für ehrende Nachrufe zu geben. Ganz Finnland und Skandinavien trauern um diesen Mann, den Churchill einmal einen der größten Politiker unserer Zeit nannte, und dem Finnland heute seine relative Unabhängigkeit von der Sowjetunion verdankt. Paasikivi hatte das „Finnische Loch“ in den Eisernen Vorhang gerissen, und er hat das Land in die Gemeinschaft der nordischen Staaten zurückgeführt. Erst im Februar letzten Jahres war Finnlands großer Alter von der politischen Bühne abgetreten, aber sein schneller Tod ließ ihn nicht lange auf seinem Altenteil sitzen, um den Reifeprozess seiner politischen Arbeit in Ruhe zu betrachten.

Paasikivi war der erste finnische Ministerpräsident des rebellierenden Großfürstentums, das sich im Gefolge der Oktoberrevolution 1917 von der russischen Oberhoheit lossagte. Mit dem späteren Präsidenten Svinhufud vertrat Paasikivi in den ersten Revolutionswirren die Auffassung, daß Finnland sich an Deutschland zu orientieren habe. Um ein Haar wäre Finnland in diesen Tagen unter die Herrschaft eines deutschen Fürstenhauses geraten, der Ministerpräsident Paasikivi drängte jedenfalls auf die Berufung des Prinzen von Hessen zum finnischen König. Deutschlands militärische Niederlage von 1918 korrigierte die finnischen Monarchisten sehr schnell, und es scheint, als ob Paasikivi nach dieser ersten spontanen Anwendung seine Anhänglichkeit an Deutschland für immer überwunden hatte. Seine unermüdlichen Kassandrarufer untergruben schließlich auch die deutsch-finnische Allianz im Zweiten Weltkrieg, und sie führten zu dem Sonderfrieden 1944 zwischen Finnland und der UdSSR. Paasikivi als ehemaliger Botschafter in Moskau schien dann auch der geeignete Mann zu sein, um Finnlands Politik nach 1944 zu führen. Er amtierte zuerst als Ministerpräsident unter General Mannerheim, bis er 1946 zu dessen Nachfolger als Staatspräsident berufen wurde.

Finnlands politische Unabhängigkeit stand und fiel mit den Beziehungen zu der Sowjetunion, und mit einigem Recht behauptet man, daß die finnische Außenpolitik in den ersten Nachkriegsjahren im Kreml gemacht wurde. Stalin hatte eine merkwürdige Vorliebe für die Finnen, und er duldete es auch, daß Paasikivi die Kommunisten 1948 nach einem erfolglosen Putschversuch aus der Regierung warf. Damals verschwand die Tschechoslowakei hinter dem Eisernen Vorhang, und nur knapp konnte Finnland dem gleichen Schicksal entgehen. Der kommunistische Innenminister Leino, der schon die Polizei in der Hand hatte, wurde in letzter Minute abgesetzt, und die Juli-Wahlen 1948 konnten ohne Terror und Druck durchgeführt werden. Die Wahlen brachten eine vernichtende Niederlage für die Kommunisten, und Finnland blieb demokratisch. Die Sowjets konnten zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr eingreifen, weil die Bedingungen zu dem Militärpakt von 1948 von den Finnen so geschickt ausgehandelt worden waren, daß sie den Sowjets keine Handhabe zu einer militärischen Besetzung Finnlands lieferten. Finnlands Schicksal lag damals in der Hand des 78jährigen Paasikivi, ihm verdankt das Land seine Freiheit.

Paasikivi brachte auch das einmalige Experiment zustande, Finnland immer mehr von der Sowjetunion zu lösen, und dabei andauernd in der Gunst der Moskauer zu steigen. Stalin schätzte den greisen, finnischen Staatspräsidenten außerordentlich, und Paasikivi empfing auch als erster und bisher einziger außersowjetischer Staatsmann den Leninorden. Ihm überließen die Sowjets großzügig das besetzte Porkkalagebiet, und das Prestige dieses Mannes stieg in Finnland ins wahrhaft Volkstümliche. Diese Anhänglichkeit ist zu begreifen, denn wer dem Staatsmann einmal gegenüberstand, bemerkte sofort, daß er mit einem sehr witzigen, geistvollen und gütigen Menschen sprach. Paasikivis Autorität wurde durch seine immense politische Leistung geradezu von einem patriarchischen Flair verklärt.

Noch in diesem Sommer hatte der 86jährige den sowjetischen Staatspräsidenten Woroschilow anlässlich dessen Propagandatournee durch Finnland zu seinem 100. Geburtstag eingeladen. Der Tod korrigierte diese Anekdote sehr schnell. In Finnland wird man dem Politiker Paasikivi ein ehrendes Andenken bewahren. Vor der Leistung dieses Mannes verlieren diese Worte ihren fatalen Phrasengeschmack.

Österreichs Bundespräsident †

Am 4. Januar ist der Bundespräsident der Republik Österreich, Theodor Körner, im Alter von 83 Jahren einem Herzschlag erlegen. Nach Karl Renner hat die zweite Republik ihren letzten großen alten Mann verloren. Körner, der sein Adelsprädikat eines Edlen von Siegringen schon in der Monarchie nicht verwendete, war eine jener ganz seltenen Erscheinungen, die im sicheren Besitz einer würdigen Überlieferung sich dem Neuen aufgeschlossen zeigen und sich durch Äußerlichkeiten nicht beirren lassen. So war es möglich, daß der gefeierte General des Ersten Weltkrieges, der in den Isonzo-Schlachten sich bewährte, als Sozialdemokrat 1945 Oberbürgermeister von Wien und dann Bundespräsident werden konnte. Er war ein Parteimann, aber einer, der das allgemeine Wohl stets über Partei- und Standesinteressen stellte. Welch

ein Unterschied zwischen Körner und dem geistig engen und dem Alten anhängenden Feldmarschall, der Präsident der Weimarer Republik war.

Für Österreich ist der Tod des Präsidenten der sichtbare Abschluß einer Übergangsepoche. Der Mann, der ihm folgen wird, kann, wer es auch sei, nicht mehr die besten Elemente der k. u. k. Tradition, der Zwischenrepublik, des Widerstandes gegen den Braunauer und des Aufstiegs Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg in sich vereinen. Das Jahrhundert geht weiter und es muß sich daran gewöhnen, daß nicht nur die unverdauten Reste des vorigen Jahrhunderts, sondern auch ihre guten Geister uns verlassen.

Dreizehntausend

In dem verflossenen Jahr 1956 sind auf den Straßen der Bundesrepublik Deutschland ungefähr dreizehntausend Menschen als Opfer des Straßenverkehrs getötet worden. Das ist eine Zahl, die von den Zeitungen notiert, von den Lesern zur Kenntnis genommen und von den Statistikern in ihre Tabellen eingetragen wird. Vor allem jedoch ist es eine Zahl, die uns erschrecken lassen sollte vor uns selbst. Wen erschreckt sie wirklich?

Dabei ist das noch gar nicht die ganze Wirklichkeit. Außerdem wurden nämlich 1956 in der Bundesrepublik etwa 365 000 Menschen im Straßenverkehr mehr oder minder schwer verletzt. Diese Zahl entzieht sich infolge ihrer Größe schon beinahe unserem Verständnis. Zehn Tote sind ein Unglück, zehntausend Tote sind nur noch Statistik. Das ist ein böses Wort, aber leider spiegelt es die Wirklichkeit menschlichen Reagierens und Verhaltens. Es erscheint daher geboten, diese Statistik in anschauliche Wirklichkeit zurückzuverwandeln.

Dreizehntausend Tote. In Städten wie Böblingen oder Heppenheim wohnen heute etwa dreizehntausend lebendige Menschen. Man stelle sich einmal vor, daß Böblingen über Nacht von einem Meteor oder — was heute manchem begreiflicher vorkommen mag — von einer Wasserstoffbombe vom Erdboden vertilgt werden würde. Das wäre in den Augen aller, die davon erführen, eine Katastrophe von weltgeschichtlichem Ausmaß, ein zweites Hiroshima oder Messina. Wenn aber die gleiche Zahl von Menschen nicht mit einem Schlage, sondern im Laufe von zwölf Monaten nach und nach vom Moloch Straßenverkehr verschlungen wird, dann ist das eine Zeitungsnotiz und ein Stückchen Statistik mit prozentualen Vergleichen zum Vorjahr.

Dreizehntausend Tote. Das ist fast die Hälfte der Verluste an Menschenleben, welche die deutschen Armeen 1870/71 während des sechs Monate dauernden Krieges gegen Frankreich erlitten. Während jedoch der Krieg seit jeher als furchtbare Geißel empfunden und daher heftig bekämpft wird, scheinen wir uns mit dem menschenmordenden Verkehr als einem notwendigen Übel unserer Zeit abgefunden zu haben. Vor dem Krieg zittern wir alle; vor dem Verkehr zu zittern, betrachten wir als ein Vorrecht alter Leute und ganz kleiner Kinder.

Dreizehntausend Tote. Demnach werden in der Bundesrepublik an jedem Tage durchschnittlich fünfunddreißig Menschen im Straßenverkehr getötet. Jede Stunde, die verstreicht, fordert mehr als einen Toten. Außerdem werden täglich tausend Menschen im Straßenverkehr verletzt. Alle anderthalb Minuten fließt auf unseren Straßen Blut. Gegenüber 1955 ist die Zahl der

Todesopfer um sechs Prozent, die der Verletzten „nur“ um vier Prozent gestiegen.

Wohin soll diese Entwicklung eigentlich treiben? Denn wer möchte ernsthaft bestreiten, daß sie treibt, ohne daß energische Gegenmaßnahmen ergriffen werden? Angesichts der weiter zunehmenden Motorisierung müssen wir damit rechnen, daß das Jahr 1957 uns einen weiteren Anstieg der Kurve bringen wird. Nochmals sechs Prozent mehr wären zwei weitere Verkehrstote an jedem Tag. Wir verzichten darauf, uns die Zahl der Verkehrsoffer im Jahre 1984 auszumalen — jenem Jahr, das George Orwell aus ganz anderen Gründen als ein schreckliches Jahr geschildert hat.

Der Staat soll helfen! Natürlich soll und muß der Staat helfen. Er muß neue Straßen bauen und die alten ausbauen, damit die wichtigste aller materiellen Unfallquellen einigermaßen verstopft wird. Er soll Geschwindigkeitsgrenzen einführen, wie es geplant wird. Er soll überlange Lastzüge verbieten, die fraglos zu vielen Unfällen beitragen. Aber schon solche neuen Verkehrsregeln stoßen auf den erbitterten Widerstand aller derer, die nur sich selbst, das raschere Fortkommen (auf den Straßen und beim Geldverdienen) und was dergleichen mehr ist, im Auge haben.

Homo homini lupus! Da leben wir im Zustande höchster Zivilisation, blicken mit Abscheu auf jene primitiven Völker herab, die immer noch ihre Götzen mit Blut von Menschenopfern zu besänftigen trachten, und nehmen dennoch nicht ernstlich Anstoß an der Tatsache, daß wir allein in Westdeutschland eben dieser Zivilisation täglich fünfunddreißig Menschen zum Opfer bringen. Jenen Primitiven gegenüber sind wir dabei noch insoweit im Nachteil, als wir nicht einmal erhabene, wenn auch irregeleitete Absichten ins Feld führen können, sondern im besten Falle nur menschliches Versagen, sehr viel häufiger aber nichts als Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit.

Darum werden, was immer der Staat tun kann und soll, im radikalen Sinne nur die Menschen selbst helfen können. Nur eine neue Einstellung zum Mitmenschen, nur eine allgemeine Hinwendung zu dem, was Albert Schweitzer Ehrfurcht vor dem Leben nennt, kann dazu beitragen, daß der Straßenverkehr aufhört ein menschenfressender Moloch zu sein. Die besten Straßen und Verkehrsgesetze vermögen nicht viel, wenn der Einzelne, der am Straßenverkehr teilhat, sich nicht in erster Linie als Mensch und den andern als Nächsten ansieht.

Priestley in Heidelberg

„Hier möchte ich immer bleiben, denn dies ist die Stadt, von der ich geträumt habe, wenn ich aufwachte und in meiner Welt unglücklich war.“ Mit dieser Liebeserklärung hatte Priestley der romantischen Neckarstadt nach seinem ersten Besuch in den zwanziger Jahren gehuldigt, und auch diesmal wieder wählte er Heidelberg zur ersten Station seiner Deutschland-Reise. Stadt und Universität bereiteten dem berühmten englischen Dramatiker, Romancier und Journalisten herzliche Empfänge; den Höhepunkt seines Aufenthalts bildete ein öffentlicher Vortrag in englischer Sprache über „Die Kunst des Dramatikers“.

Priestley nahm sich für seinen einstündigen Vortrag nichts Geringes vor: den Entwurf einer kompletten „Theorie des Theaters“ und obendrein, mit

dem Rüstzeug dieser Theorie, eine kritische Sichtung und Wertung des gesamten Gegenwartstheaters. Ein Mammutvorhaben, dessen unausbleibliches Scheitern denn auch trotz der brillanten Vortrags- und Formulierungskunst des Gastes deutlich offenbar wurde. Priestley baute seine Theorie auf zwei höchst vagen Thesen auf: „Der Sinn des Theaters ist, uns dramatische Erfahrung (dramatic experience) zu vermitteln“ und „Die Aufgabe des Dramatikers ist, Leben ins Theater und Theater ins Leben zu bringen“.

Den eindrucklichsten Teil des Vortrages bildete die aus Shakespeare abgeleitete Illustrierung des Begriffes „dramatische Erfahrung“ als ein deutliches Wahrnehmen der „Doppelnatur“ des Bühnengeschehens: der Vorgang des Spielens mit allen seinen nötigen „konventionen“ (= Theater) und das Vorgestellte, Gemimte (= Leben, Lebensbild) müssen säuberlich unterschieden und gegenseitig in Schwebelage gehalten werden, wenn anders das Theater nicht seinen Sinn verfehlen soll. Als der Redner dann aber von dieser Ausgangsbasis über die Aufzählung verschiedenster Verfehlungsmöglichkeiten zur Forderung eines verschönten bürgerlichen Realismus als einzig legitimer Theaterpraxis von heute vorstieß, mit Seitenhieben auf Brecht, Eliot, Williams, auf so gut wie alles, was man episches, poetisches, abstraktes, kurz: modernes Theater heißt, so daß aus all seinen Dogmen und Thesen eigentlich nur ein lebender englischer Autor als theatergerecht hervorging: John Boynton Priestley, da hatte er denn doch, bei allem Respekt, die Verständnisfreudigkeit seiner Zuhörer bei weitem überschätzt.

Herbarium der Philosophie

„Das Wörterbuch der philosophischen Begriffe“, 2. Auflage, Hamburg, F. Meiner, 1955 — von Johannes Hofmeister — birgt trotz seiner Magerkeit ungeahnte nicht-philosophische Schätze. — So erfahren wir unter dem Stichwort „Leistungstyp“ (Seite 376), dieser Typ sei eine Bez.(eichnung) für die „Stileinheit“ „der rassischen Erscheinung des ‚nordischen‘ Menschen“ (Psycho-Anthropologie). Dieses Paradigma der Leistungsfähigkeit vollbringt nun diese Leistungen derart, daß es sich die Welt „im Abstand, im Gegenüber“ erhält und sich selbst einschließend die Welt zum Gegenstand macht. Dies ist einleuchtend genug, erfordert aber trotzdem weitere Klärung. Nachdem also dieser Mensch die Welt „aus dem Nichtgegenstandsein vergegenständlichte, wird sie ihm nun erst recht entgegenständlicht.“ Dies ist gewiß eine philosophische Leistung, mit hinreißender Klarheit ausgedrückt, aber wie vollzieht sie sich? Nun so, „theoretisch“ zumindest, „daß alles Raum-Zeitliche ihm zu Formen des Willens und des Bewußtseins überhaupt wird.“ Mit anderen Worten, dieser Leistungstyp, jener nordische Mensch entpuppt sich uns rassisch angeschaut als geborener Kantianer, obwohl solche Rassenmerkmale bis zum Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ unbekannt geblieben sind. Dieser Mensch, so hören wir weiter, „begreift“ die Welt, indem „er ‚ausgreift‘, um sie zu durchdringen“, also wahrscheinlich, um durchzugreifen. „Diesen, nur aus dem Abstand vollziehbaren, aber gerade zu einer neuen erweiterten Teilnahme führenden Ausgriff nach außen und innen erlebt jener Mensch als ein Leisten an der Welt und an sich.“ „Vgl. Beharrungstyp, Enthaltungstyp, Darbietungstyp.“

Blättern wir also, wie oben angedeutet, weiter in diesem Herbarium der

philosophischen Begriffe, um uns an dieser Glossolalie zu erquicken. Seite 202 „Enthebungstyp“. Dies ist die „Stileinheit“ „des ostischen Menschen“, dieses Ärmsten, der aus Mangel an Abstandsvermögen, das nur der nordische Mensch in Fülle hat, kein „echtes Gegenstandsverhältnis zur Welt und zu sich aufrichten zu beider Erforschung nicht vor- und durchstoßen könne.“ Das ist zwar ein Unglück, aber da kann man nichts machen. — Was nun dieser Unglücksmensch, der ostische nämlich, mitbringe, sei „eine fühlsame Nähe“ zu den „Mitmenschen“ und „Dingen“. (Immerhin etwas). Er sucht nun „in der begrenzenden Welt, die er nicht durchgreift“, auf diese Weise „er selbst“ zu bleiben, daß er „allem von außen und innen Bedrängendem sich innerlich entzieht, ‚enthebt‘“ (wie der technische Ausdruck lautet). Er treibt also — unerhört — mit der Welt Vogel-Strauß-Politik, weil er eben nicht durchgreifen kann. Die Weisheit des ostischen Menschen ist daher die „Enthebung aus der Endlichkeit als bloßer Endlichkeit. Alt werden ist für ihn ‚reif werden zur Enthebung‘.“ Also für das Nirwana. Die Überlegenheit des nordischen Menschen über diesen Typus wird hier offenkundig.

Etwas besser ist es mit dem „Beharrungstyp“ (Seite 110) bestellt, dem „fälschen“ Menschen, der nach anderen enzyklopädischen Urkunden in Dalekarlien, außerdem in Westfalen und Niedersachsen daheim ist, wo ihm auch Bismarck und Hindenburg zuzuzählen sind. Im „seelenkundlichen Sinne“ ist nun dieser Beharrungstyp eindeutig eine Verkörperung von Blut und Boden, während der Leistungstyp wiederum die Inkarnation der nordischen Energie ist. „Die geistige Grundlebensweise dieses schwersten, seßhaftesten und konservativsten aller Menschenarten durchgreift nicht die Welt, noch enthebt sie sich ihr, sondern sie ist ein Sich-Sperren der Seele, ein Sich-Ver-schanzen, das sich allem entgegensetzt, was als fremd an diesen Menschentyp herantritt, ein Verharren in sich selbst, was diesen Menschen ‚im tiefsten Grunde erfahrungslos und dadurch entwicklungslos macht‘; er bleibt in jedem Beruf im Grunde ein Bauer.“ (Definiert man dieses Wesen solchermassen, dann bleibt fraglich, ob Bismarck wirklich hineingehört.)

Wie so oft im Leben und im Theater, folgt nun auf die tragische Trilogie das Satyrspiel, nach der Trinität der ernsteren Typen nun auf Seite 148 der „Darbietungstyp“. Dies ist nämlich die „Stileinheit“ des „mittelländischen Menschen“. Leider ist er nur negativ bestimmbar: „Er besitzt das Gefühl seiner Existenz, sein Selbstbewußtsein nicht im Durchdringen der Welt, im Sich-Entheben aus ihr oder im Verharren in sich, sondern er bedarf eines Zuschauerkreises, dem es zu gefallen gilt.“ Der „Mitmensch“ ist ihm „Zuschauer“ par excellence. Eine Primadonnatur also. Mit anderen Worten: diesen mittelländischen Leidensgefährten von Plato, Aristoteles, Leonardo da Vinci und Dante ist die Welt ein reines Theater, sie hüpfen nur so schauspielend herum und lassen sich begaffen. Was sie leisten, sind höchstens „Darbietungen“ und dies trifft wahrscheinlich auch auf Napoleon I. zu. Daher mit Recht „Darbietungstyp“. Womit beschäftigt sich dieser? „Überlegenheit über das Andere, als man selbst bzw. den freien Umgang mit ihm (Ding, Mensch, Ich, Welt) stellt er her, indem er mit ihm *spielt*; Spiel, und Spiel, in dem er gesehen wird, ist ihm notwendige Lebensform...“

Diese „philosophischen Begriffe“ erfand L. F. Clauss, der dergestalt die Rassentheorie ins „Geistige“ sublimierte und zwar im Rahmen einer Disziplin,

die sich Psycho-Anthropologie nennt, was man unter diesem Stichwort erfahren kann. Sie geht zwar nicht von den „körperlichen Merkmalen“, sondern vom „seelischen Ausdruck“ aus, aber das Ergebnis ist das gleiche. Es wurde niedergelegt 1929 in einem Buche „Seele und Antlitz der Rassen und Völker“. Jetzt in einem Glossar bei F. Meiner aufgefrischt.

Robert Walser 1878 — 1956

„In einer Legende hat Robert Walser erzählt, wie ein heimat- und elternloses Kind auf den Einfall geriet, bis ans Ende der Welt zu laufen. 16 Jahre lang lief es Tag und Nacht von Bergen zu Meeren und Ebenen bis es in einer fetten Wiese ein von Hühnern umgackertes Bauernhaus sah. Dieses Haus hieß ‚Ende der Welt‘, und da liebe Leute darin wohnten, antworteten sie auf die Frage des Kindes, ob es bei ihnen bleiben dürfe: ‚Warum nicht? Wir können eine schaffige Magd wohl brauchen, und wenn du brav bist, wollen wir dich halten wie eine Tochter.‘ Das Kind aber diente von da an fleißig und begehrte nicht mehr, bis ans Ende der Welt zu laufen, denn es fühlte sich dort wie zu Hause.“

Mit so einfachen Worten leitete Carl Seelig seinen Nachruf am Grabe des verstorbenen Freundes ein, als Robert Walser am 29. Dezember im appenzellischen Herisau bestattet wurde. Die Trauergemeinde war klein. Das Pflegepersonal der kantonalen Heilanstalt, das den Dichter seit 1933 betreut hatte, begleitete auch seinen letzten Gang. In beklemmender Weise erinnert uns die Nachricht von dieser Leichenfeier an den glanzlosen Hingang so manches Großen der deutschen Literatur. Manches anderen Großen wollen wir sagen, denn dieser ungestüme Geist war aus ähnlichem Holz geschnitzt wie Gottfried Keller.

In Biel geboren, besuchte er dort das Progymnasium, kam dann als Bankcommis nach Basel, Stuttgart und für sieben Jahre nach Berlin. Im Berlin, dem kosmopolitischen Berlin der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, schrieb er seine unvergeßlichen Romane „Geschwister Tanner“, „Der Gehülfe“ und „Jakob von Gunten“. Die „Gesammelten Dichtungen in Prosa“ gehören zu den wichtigsten Zeugnissen des frühen Jahrhunderts. Daneben aber bereicherte er bis 1930 die periodische Literatur mit seinen Beiträgen, die wohl im Subjekt recht verschieden waren, in der Souveränität ihrer Haltung aber ebenmäßig.

Diese Gleichmäßigkeit seines Wesens, die er nie verleugnet hat, brachte ihm keine Freunde. Er hat sich manchem öffentlichen Erfolg entzogen, weil er nicht bereit war, die Zugeständnisse zu machen, die der schöne Schein erfordert. Überhaupt entsprach der Dichter wenig dem sanitären Bild, das der publicity der Schriftsteller förderlich ist. Aber welch ein Meister war er doch! Unter den Lebenden gibt es nur wenige, die mit der deutschen Sprache umzugehen verstehen, wie er es verstand. Und die Virtuosität des Spiels das er mit ihr trieb, die Grazie, mitunter die Verschmitztheit, mit der er ihr Zärtlichkeiten entlockte, mögen manchem unheimlich sein. Was tut's. Walser gehört zu den Bleibenden als ein prächtiges Beispiel europäischer Dichtung in deutscher Sprache, als einer, der die Gesamtliteratur gefördert hat, weil er beides besaß: heimatliche Gebundenheit und universale Freiheit: zu Hause am Ende der Welt.

Sprengkraft der Freiheit

Pessimistischer Ausgangspunkt

1956 hat viel Aufregungen und Enttäuschungen, wenig Lösungen und Hoffnungen gebracht. So lauten zahlreiche Betrachtungen, die am Ende des zurückliegenden Jahres in der westeuropäischen Zeitungswelt erschienen sind.

Tatsächlich: Der brutale Einsatz von Sowjetpanzern in Ungarn hat uns tief erschüttert; der neue Flüchtlingsstrom, der über Österreichs Grenzen flutet, hat die Völker aufgewühlt. Aber auch der verfehlte Vorstoß der Engländer und Franzosen an den Suezkanal hat mit einer Machtniederlage Europas geendet; der Abbruch auf Befehl Amerikas und auf Drohung Rußlands hat die Ohnmacht der einstigen Großmächte aller Welt demonstriert.

Und doch: Sind wir Europäer berechtigt, derart pessimistisch zu urteilen und vertrauenslos in die Zukunft zu blicken? Begehen wir nicht vielmehr den Fehler, Vorkommnisse und Größen nach einem nicht mehr gültigen Wertmaßstab zu beurteilen? Sind wir nicht noch einem unzeitgemäß gewordenen imperialen Denken eines versunkenen Europas verhaftet? Droht uns nicht die allgemeine Entwicklung zu überspielen?

Solche Fragen führen dazu, einmal eine andere Bilanz aufzustellen. Und sagen wir es offen: den Pessimismus zu überwinden und neues Vertrauen in Kraft und Endsieg der Freiheit zu schöpfen.

Erste Hälfte unseres Jahrhunderts

Die Welt von 1914 hat Europa noch nicht verlassen. Die Vorstellung, Mittelpunkt des Erdballs, politisch „im Recht“ und wirtschaftlich stark zu sein, ankert tief in unserer Gefühlswelt. Nüchterne Betrachtung lehrt zwar, daß diese Annahmen nicht mehr zutreffen. Aber die Vernunft wird immer wieder von Illusionen überschwemmt. Sich dagegen zu wehren, fällt uns seltsam schwer.

Dabei gibt eine vorurteilslose Betrachtung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein klares Resultat: Sie hat den Verlust der europäischen Vormachtstellung gebracht. Sie ließ aber auch die freiheitfeindlichen Totalitarsysteme des Kommunismus und des Faschismus entstehen. Sie verlangte schließlich in zwei großen Kriegen, in vielen Konflikten und in den Konzentrationslagern einen gewaltigen Blutzoll.

Doch diese erste Hälfte ist auch ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der menschlichen Freiheit: Die Buren in Südafrika bildeten den Auftakt; die Japaner erschütterten den Zarismus; die Chinesen rebellierten gegen die Fremdherrschaft. Der Erste Weltkrieg gab den europäischen Oststaaten ihre Selbständigkeit; verschiedene Kolonien erreichten eine größere Bewegungsfreiheit. Der Zweite Weltkrieg brach in Westeuropa die Gewalt der Diktaturen, brachte Indien, Indonesien, Indochina, Israel und den Araberstaaten

die Freiheit und führte zu verschiedenen Auflockerungen des bisherigen Weltgefüges.

Wer wollte bestreiten, daß sich daneben auch neue Unfreiheiten entwickelten — denken wir nur an die europäischen Oststaaten, die sich kaum zwanzig Jahre ihrer Selbständigkeit erfreuen konnten. Aber gesamthaft betrachtet — und nicht mit den Augen eines um seine einstige Stellung trauernden Europäers — hat die Freiheit in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts große Fortschritte gemacht und manche Rückschläge überwunden.

Geknebelte Wirtschaft versagt

Schon Stalin hatte vor der Aufgabe gestanden, die Kriegszerstörungen in Westrußland zu beheben und den eroberten Raum zu konsolidieren. Er wußte, daß die politische Macht Sowjetrußlands auf die Dauer nur soweit reichen würde wie seine wirtschaftliche Kraft und Fähigkeit. Der Dollarstrom versiegte bei Kriegsende. Der Diktator griff wieder zum alten Mittel eines brutal durchgeführten Fünfjahresplans und saugte die Wirtschaft der europäischen Oststaaten rücksichtslos aus.

Das Resultat war jedoch unbefriedigend. Trotz aller Anstrengung und unmenschlicher Opfer gelang es nicht, das Wiederaufbautempo des Westens einzuhalten oder gar die davon eilende Wirtschaft der Vereinigten Staaten einzuholen. Es war deshalb kein Zufall, daß nach Stalins Tod der Vertreter des industriellen Flügels, Malenkow, Ministerpräsident wurde. Er dämmte die Schwerindustrie zurück, berücksichtigte den Zivilbedarf in größerem Umfang und führte verschiedene Auflockerungen durch.

Dies geschah sicher nicht, um dem Westen zu gefallen. Doch Malenkow und die mit ihm verbundene sowjetische Industrie hatten erkannt, daß sich ohne ein erhebliches Maß an Freiheit keine moderne, leistungsfähige Wirtschaft aufbauen läßt. Die leitenden Funktionäre, aber auch die mittleren und unteren Industriekader, müssen frei disponieren können und dürfen nicht unter der lähmenden Furcht leiden, bei Fehldispositionen nach Sibirien zu kommen und als Landesverräter zu gelten.

Es bleibt erstaunlich, welche Leistungen die östliche Wirtschaft unter den ungünstigen Bedingungen zustande brachte. Aber sie ist im Vergleich zum Westen sichtbar zurückgeblieben und bietet dem sowjetrussischen Machtanspruch keine genügende Grundlage.

Kampf um Auflockerungen

Malenkows Auflockerungen wurden von der Armeeführung nicht gerne gesehen. Sie befürchtete eine Machteinbuße und verbündete sich mit dem damaligen Kriegsminister Bulganin. Sie war noch damit einverstanden, das zentrale Machtinstrument der Partei, den Geheimapparat Berijas, zu zerschlagen. Aber im Februar 1955 mußte Malenkow zurücktreten, wurde jedoch als Energieminister weiterhin gebraucht.

Seine Nachfolger Bulganin und Chruschtschew setzten zwar offiziell die Schwerindustrie wieder an die erste Stelle. Aber der frühere Zustand war nicht mehr herzustellen. Die freiere Wirtschaftsform hatte schon zu wirken

begonnen und verlangte von den neuen Herren im Interesse ihrer Außenpolitik und aus Rücksicht auf eine ungestörte Entwicklung im Innern immer neue Konzessionen.

Einmal wurde um einen sehr hohen Preis die Beruhigung der internationalen Atmosphäre angestrebt. Die Kremlführer versöhnten sich mit Tito, trafen sich mit Eisenhower in Genf, reisten nach Indien und England und erreichten trotz mancher Plumpheiten eine spürbare Entspannung. Andererseits wurde in Rußland selbst die „Entstalinisierung“ eingeleitet.

Sie war der Versuch, die Starre der Vergangenheit zu überwinden, dem Drängen nach einer modernen Wirtschaft nachzugeben und eine neue innerkommunistische Autorität zu schaffen. Doch die Freiheit ließ sich nicht kanalisieren und in Dosen verabreichen. Ihre Sprengkraft ist stärker als alle Planung und als jeder Versuch, die Entwicklung zu lenken.

Ungarn als große Störung

Noch in Polen konnten sich die sowjetischen Machthaber mit dem Prozeß zur Selbständigkeit einverstanden erklären; der Warschauerpakt wurde nicht angetastet, die sowjetischen Garnisonen und das kommunistische Bekenntnis blieben.

Ganz anders in Ungarn: Das explosionsartig ausbrechende Freiheitsverlangen schwemmte alle Rücksichten hinweg; der Austritt aus dem Warschauerpakt wurde verlangt, außerdem Rückzug der sowjetischen Truppen und freie Wahlen. Das konnte sich weder die politische noch die militärische Führung der Sowjetunion bieten lassen. Panzer wurden eingesetzt; doch der Eingriff zeigte eine auffallende Unsicherheit, eine merkwürdige Mischung von Brutalität und Zurückhaltung.

Für Moskau ging es nicht einfach um Ungarn. Es ging um den Verteidigungsgürtel, der nach den üblen Erfahrungen mit dem Faschismus vom Baltikum bis zum Balkan errichtet worden war. Diesem Sicherheitsbedürfnis wurden nach einigem Zögern alle außenpolitischen Bedenken geopfert. Der Freiheitswille eines kleinen Volkes war zu einer gefährlichen Störung der sowjetrussischen Weltmacht geworden.

Die Panzer konnten wohl niederwalzen, aber keinen neuen Staat schaffen. Sie vermögen auch die Freiheit nicht aufzuhalten — was wohl niemand besser weiß als der Kreml selbst.

Gärung im arabischen Raum

Die Kraft der Freiheit ist aber auch im Erbraum der alten Türkei im Nahen Osten und in Afrika zu spüren. Die arabischen Staaten verlangen volle Selbständigkeit und wollen sich keine irgendwie geartete Vormundschaft europäischer Mächte mehr gefallen lassen. Die alten Kolonialmächte England und Frankreich zögern jedoch, ihre unhaltbar gewordenen Positionen zu räumen und die Freiheitsentwicklung außerhalb Europas zu bejahen.

Seit Jahrzehnten versuchte England, die zu seinem Imperium gehörenden farbigen Völker für den freiwilligen Zusammenschluß als Partner im Commonwealth zu gewinnen; Indien und Pakistan vollzogen diesen Schritt. Ähn-

liche Bestrebungen in den arabischen Ländern scheiterten hingegen; gleichwohl zogen sich die Engländer aus Ägypten und der Suezkanalzone zurück und hofften auf eine freundschaftliche Zusammenarbeit.

Die Voraussetzungen waren jedoch nicht vorhanden. Einmal hatten sich die beiden Weltmächte nach Kriegsende gemeldet; die Amerikaner sicherten sich Ölquellen, und die Sowjets hofften, die Gunst der im Elend lebenden arabischen Volksmassen zu gewinnen. Zum andern war die Gründung Israels von den Arabern als Bedrohung empfunden worden, die sie vor allem den europäischen Mächten ankreideten — für England eine schmerzliche Ironie der jüngsten Geschichte.

Die nach völliger Freiheit verlangenden Ägypter benutzten die sich überschneidenden Interessen der Großmächte, um diese gegeneinander auszuspielen. Nasser wagte schließlich sogar einen Rechtsbruch und verstaatlichte den Suezkanal — zum Teil wohl aus Zwang, dem nach Arbeit und Brot verlangenden Volk, dem die Geduld auszugehen drohte, etwas Spektakuläres zu bieten.

Ein Panthersprung brüskiert Amerika

Schon Wilhelm II. hatte mit seinem Kanonenboot „Panther“ Anfang Juli 1911 einen „Demonstrationssprung nach Nordafrika“ versucht; er scheiterte und trieb England und Frankreich näher zusammen. Im vergangenen Herbst haben die beiden alten Kolonialmächte einen ähnlichen Sprung gewagt, trotzdem sie vorher einer friedlichen Regelung durch die UNO zugestimmt hatten. Auch diese Demonstration ist mißlungen, beraubte den Westen der moralischen und politischen Kraft, Ungarn wirksam zu helfen, führte zu einer Niederlage Gesamteuropas und verschaffte Amerika und der Sowjetunion Gelegenheit, als Beschützer eines angegriffenen Volkes Sympathien in Afrika und Asien zu erwerben.

Die vor aller Welt ohnmächtigen europäischen Staaten haben gegen die amerikanische Regierung den Vorwurf erhoben, sie hätte zusammen mit der sowjetischen Fernwaffendrohung den Rückzug vorzeitig erzwungen. Sie haben jedoch wieder einmal die tief verankerte antikolonialistische Einstellung der Vereinigten Staaten mißachtet. Diese setzten sich eben nicht nur für ihre Olinteressen ein, sondern hatten hier wie schon bei andern Gelegenheiten deutlich zu verstehen gegeben, daß der überlebte Kolonialismus auch im arabischen Raum trotz der Freundschaft mit Westeuropa ein Ende haben sollte.

Der auf der eigenen Freiheitstradition beruhende Antikolonialismus wurde seit Roosevelt durch die Überzeugung verstärkt, das Elend der breiten Massen lasse sich durch eine moderne Wirtschaft überwinden, womit die Hauptquelle der politischen Unruhe dahinfalle. Darum haben die Amerikaner nach dem Krieg Milliarden in Europa investiert und nach Trumans „Punkt-vier-Programm“ die Industrialisierung der unterentwickelten Länder begonnen. Eisenhower mußte den „Panthersprung“ nicht nur als persönliche Dämpfung, sondern als Rückfall in überlebte Methoden der Kolonialherrschaft empfinden — statt daß Engländer und Franzosen den Versuch unternommen hätten, mit einer modernen Wirtschaft die praktischen Grundlagen für die politische Freiheit zu schaffen.

Die kommenden Weltmärkte

Was Sowjetrußland in den Jahren nach dem Krieg erfahren hat, das wissen die Vereinigten Staaten seit langem: Eine leistungsfähige Wirtschaft braucht die Freiheit als Lebenselement. Unterdrückte Völker sind deswegen nicht in der Lage, einen modernen Industrieraum zu schaffen. Wer zurückgebliebenen Nationen helfen will, muß ihnen zuerst die Freiheit geben. Wer sich hierfür einsetzt, erwirbt große Sympathien — und den Eingang zu den kommenden Märkten.

Seitdem die Amerikaner während des Zweiten Weltkrieges in Nordafrika gelandet sind, haben sie diesen Raum nach wirtschaftlichen Möglichkeiten durchforscht. Sie waren bestrebt, sich mit den arabischen Völkern und ihren Fürsten gut zu stellen und ihnen mit Dollars zu helfen, eine neuzeitliche Wirtschaft aufzubauen. Sie sind heute nicht mehr gewillt, ihre erworbenen Positionen wegen politischer Prestigekämpfe gefährden zu lassen.

Noch verlockender als die Araber sind wirtschaftlich gesehen die 350 Millionen Inder und die 80 Millionen Pakistaner: sie haben mit dem Industrialisierungsprozeß bereits begonnen und versprechen interessante Partner zu werden. Sie werden nur noch übertroffen von den 600 Millionen Chinesen, die den wichtigsten Zukunftsmarkt anzubieten haben. Ihnen gelten die Gespräche des chinesischen Ministerpräsidenten Tschu-en-lai mit Nehru und dessen Unterhaltung mit Eisenhower.

Offiziell gehört zwar China zum sowjetischen Einflußbereich. Aber es hat sich trotz seines Bekenntnisses zum Kommunismus eine ziemliche Selbständigkeit bewahrt und weiß heute, daß Moskau wirtschaftlich zu schwach ist, ihm beim Aufbau genügende Hilfe zukommen zu lassen. Es verlangt nach Dollars, verhält sich seit längerer Zeit ruhig und möchte nach den Äußerungen seiner Führer eine freiere Wirtschaftsform einführen, die ihm die Lösung seiner gewaltigen Sozialprobleme ermöglicht.

Was soll Rußland tun?

Westeuropa hat im Raum der politischen Freiheit eine leistungsfähige Wirtschaft entwickelt und sich innerhalb erstaunlich kurzer Zeit von den Kriegsfolgen erholt. Die arabischen Staaten wollen mit den Vereinigten Staaten Amerikas zusammenarbeiten, ebenso Indien und Pakistan. China steht im Begriff, sich dem Dollar zu öffnen.

Die Sowjetunion spürt demnach die Stoßkraft der freien Welt im Westen, im Süden und im Osten. Sie hat erfahren, daß es ihr nicht gelungen ist, die Satellitenstaaten politisch für sich zu gewinnen. Sie muß zusehen, wie sie Nasser Waffen liefern konnte, wie ihr aber wiederum der Dollar den Rang abzulaufen droht. Sie befürchtet, in Afrika und Asien von der amerikanischen Konkurrenz verdrängt zu werden.

Angesichts dieser Bedrängnis besteht die Gefahr, daß die sowjetrussische Führung zu Kurzschlußhandlungen kommt. Sie konnte bisher annehmen, die Zeit arbeite für sie. Die Entwicklung in Osteuropa, in Süd- und Ostasien hat jedoch gezeigt, daß die Zukunft der politischen und wirtschaftlichen Freiheit gehört. Sie steht deshalb vor der Alternative, sich selbst zur Freiheit zu bekennen — oder gegen alle Vernunft die „Flucht nach vorn“ in Revolutionen und Krieg zu wagen.

Offensichtlich sehen die Vereinigten Staaten ihre wichtigste Aufgabe darin, den Sowjetrussen die Lust zu einer Gewaltlösung zu nehmen und sie für die endgültige Befriedung der Welt zu gewinnen: einmal indem sie mit modernen Fernwaffen eine wirksame Verteidigung aufbauen, so daß Moskau im Falle eines Angriffs mit schweren Gegenschlägen zu rechnen hat. Andererseits indem sie den Sowjets immer wieder goldene Brücken errichten und ihnen die Angst nehmen wollen, es möchte der Westen seine Hand auf die heutigen Satellitenstaaten legen.

Die Chance Europas

Unser Erdteil hat die Idee der modernen Freiheit geboren. Millionen sind dafür gefallen. Europa hat aber auch den modernen Totalitarismus in Form von Faschismus und Kommunismus hervorgebracht. Millionen mußten sterben. Amerika mußte zweimal helfen, die Freiheit zu retten. Es darf darum beanspruchen, heute gehört und berücksichtigt zu werden, ehe es zu einem dritten Weltkrieg kommt.

Hauptanliegen der Vereinigten Staaten ist der endgültige Verzicht auf alle Gewaltpolitik. Zwei Weltkriege haben klar gezeigt, daß mit Waffen keine internationalen Probleme mehr befriedigend gelöst werden können. Ein zukünftiger Krieg würde die Vernichtung ganzer Völker bringen. Er ist darum auf der Stufe seiner heutigen Totalität total sinnlos geworden, und wir sind aus Selbsterhaltung verpflichtet, alles zu seiner Überwindung zu tun.

Darin liegt eine der größten Aufgaben Europas. Wir sind in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entmachteter worden; jeder Versuch, die frühere Macht zurückzugewinnen, muß scheitern und bringt nur Unglück. Die Zukunft verlangt daher einen klaren Verzicht auf alle Gewaltpolitik. Das mag für England und Frankreich heute noch schmerzlich sein, es bedeutet aber auf lange Sicht kein Opfer, kein Abtreten Europas — sondern öffnet im Gegenteil den Weg zu neuen, größeren Möglichkeiten.

Die alten Kolonialmächte haben es trotz einiger Ansatzpunkte versäumt, den eroberten Völkern die besten Werte des Abendlandes zu vermitteln. Doch welchen Schatz an politischer Erfahrung, welch große Tradition der Freiheit, welch altes ethisches Erbe, welch gewaltigen Kulturreichtum, welch respektable Wirtschaftskraft besitzen wir! Sie gelangen erst dann zur vollen Ausstrahlung und Wirksamkeit, wenn wir uns innerlich und äußerlich von aller Gewaltpolitik befreien.

Optimistischer Ausklang

Soweit wir die Geschichte überblicken, stritten Freiheit und Tyrannei ständig um den Sieg und errangen wechselweise die Oberhand. Es gab aber geistige und politische Sprengungen, die in ihrem tiefsten Freiheitsgehalt auch von der nachfolgenden Reaktion nicht mehr rückgängig gemacht werden konnten — denken wir beispielsweise an Griechenland, an das Christentum, an Humanismus und Reformation, an die französische Revolution, an die zahllosen Freiheitskämpfe der Amerikaner, der Asiaten und Afrikaner bis in unsere Tage.

Überlassen wir es berufenen Philosophen zu definieren, was Freiheit letztlich sei. Für den politischen Raum, in dem wir uns bewegen, bedeutet Freiheit eine Urkraft — und zwar auf die Dauer die stärkste. Wenn die Völker einmal von ihr ergriffen sind, wenn sie lesen und schreiben gelernt haben und sich ihrer Kraft bewußt werden, dann läßt sich ihr Siegeszug auf die Dauer nicht mehr aufhalten. Solcher Glaube hat uns den Faschismus überstehen und dem Kommunismus trotzen lassen.

Die Ereignisse in Osteuropa ebenso wie die Entwicklung in Afrika und Asien bestätigen diesen Glauben in großartiger Weise. Wiederum wohnt der Freiheit die größte Sprengkraft inne. Sie ist die tiefste politische Sehnsucht der Völker und wird zur unwiderstehlichen Waffe der Waffenlosen. Der Westen hat allen Grund, mit der Wirkung seiner freiheitlichen Methoden zufrieden zu sein und ihnen weiterhin zu vertrauen.

Die Kampfmittel der Freiheit brauchen deshalb nicht geändert — wohl aber sollten sie verstärkt werden. Wir wollen endgültig auf das überlebte Mittel eines militärischen Angriffs verzichten und den Tyrannen Furcht und Vorwand nehmen. Hingegen wollen wir mit aller Hingabe einen demokratischen Sozialstaat mit einer blühenden Wirtschaft aufbauen und seine Ausstrahlung nach den Ländern der Tyrannei wirken lassen. Dann wird die Sprengkraft der Freiheit nicht nur die Gewaltherrschaft im Osten mit den Mitteln des Friedens überwinden, sondern Europa eine neue Geltung in der Welt erringen.

LETZTE WEISHEITEN FÜR NICHTS VERKAUFT

Sie würfelten um den Kopf
meines Vaters —
und ich sah zu:
die Augen standen schlecht
für unsere Familie.

Sie spielten um das Fell
Europas — wir haben sie nicht gefragt,
warum sie spielten:
wir drehten zur selben Zeit
einen Film vom Untergang Roms.

Horst Bingel

Die Unabhängigkeit der Kunst

Der dänische Dichter H. C. Branner, dessen Bücher auch in Deutschland erschienen sind und dessen Schauspiel *Geschwister* auch auf deutschen Bühnen gespielt wurde, gehört zu den Wortführern des geistigen Skandinaviens. Unmittelbar nach dem Krieg hat er mit seinem vor der studentischen Jugend an den skandinavischen Universitäten gehaltenen Vortrag „Die Krise des Humanismus“ (deutsch bei der Kleinen Verlagsgesellschaft Stuttgart erschienen) die zeitkritische Auseinandersetzung des Nordens beeinflusst und befruchtet.

In den letzten Jahren hat er, in voller Unabhängigkeit, als „demokratischer Individualist“ nur, wie er selbst sagt, versucht, auf seine Weise dazu beizutragen, daß vielleicht zwischen West und Ost ein Gespräch zustande käme, das auf lange Sicht die verderblichen Einflüsse der reinen Propaganda hätte eliminieren, das Nurpolitische in den Hintergrund drängen und dafür das Menschliche und Wesentliche in den Vordergrund hätte rücken können. Das furchtbare Kapitel Ungarn hat ihn, wie so viele, die wirklich guten Willens waren, darin bitter enttäuscht und ließ ihn vor jedem weiteren Versuch der Annäherung zurückschrecken. In einem Vortrag über das Thema „Die Unabhängigkeit der Kunst“ vor der „Studentenvereinigung“ in Kopenhagen, einem der bedeutendsten und traditionsreichsten Foren des Nordens, hat er offen Rechenschaft über den Sinn seines Bemühens abgelegt und eindeutig seine Folgerungen aus der neuen Situation gezogen. (Der Übersetzer)

Als Künstler bin ich ein geschworener Feind der kommunistischen Doktrin, welche die Utilitarisierung der Kunst fordert. Es wäre mir einfach nicht möglich, die Unabhängigkeit der Kunst abzuschreiben, für die wiederum die geistige Freiheit der Demokratie unbedingte Voraussetzung ist. Sie aber ist gleichbedeutend mit meiner ganzen geistigen Existenz. Mit ihr bin ich geboren, sie ist die Luft, in der ich atme; ohne sie hätte ich weder Bild noch Sprache.

Die neuen Zeichen und der scheinbar frische Wind in der Sowjetunion schienen mir nun — wie mit mir vielen andern — es möglich zu machen, daß eine geistige Verbindung über die bestehenden politischen Gegensätze hinweg etabliert werden könnte, und ich war der Meinung, die geistigen Menschen müßten es sein, die den Anfang damit machen sollten, da sie ja unter dem Dilemma unserer Zeit am nachhaltigsten leiden. Die friedliche Koexistenz, von der die östliche Propaganda so viel spricht, ist ja doch etwas ganz anderes und ist viel mehr als eine bloße Propagandaphrase, sie ist eine unabweisbare Notwendigkeit in einer Welt, in der die Hälfte der Bevölkerung hungernde Analphabeten sind, in welcher der Atomkrieg eine biologische Unmöglichkeit geworden ist, und in der beide Parteien des kalten Krieges sich einfach damit abfinden müssen, daß der andere Teil existiert und auch fernerhin existieren wird. Die Vorstellung, die Sowjetunion sei ein leicht zu stürzender Koloß auf tönernen Füßen, ist eine genau so gefährliche politische Wunschvorstellung wie das kommunistische Dogma, die westliche Gesellschaftsordnung werde ganz von selbst zusammenbrechen, allein infolge

seiner inneren Widersprüche. Es ist auch nicht zu glauben erlaubt, die östliche Welt werde in absehbarer Zukunft etwas einführen, das unserem demokratischen System ähnlich ist, oder wir unsererseits würden die politische Demokratie gegen die „Volksdemokratie“ eintauschen und auf unsere teuer erkaufte individuelle Freiheit zugunsten einer „quantitativen“ Freiheit verzichten. Wir können einzig hoffen, Zeit zu gewinnen, bis sich einmal die Lebensbedingungen so ändern, daß die Gegensätze nicht mehr so aktuell sind.

Wenn wir, die wir an diese Möglichkeit glaubten, an Delegationsreisen nach der Sowjetunion teilnahmen, geschah das nicht, um uns von den Lehrsätzen des dialektischen Materialismus überzeugen zu lassen oder gar um für die Vortrefflichkeit der sowjetrussischen Gesellschaftsordnung Propaganda zu machen, sondern es geschah einzig und allein in der Hoffnung, wir könnten dadurch ein klein wenig mehr verstehen. Niemand von uns machte sich eine Illusion über die Bedeutung eines Aufenthaltes von ein paar Wochen in einem Land, das kein Land ist, sondern eine Welt; aber man konnte immerhin seine eigenen Augen und Ohren gebrauchen und konnte sich da ein Bild machen, wo früher nur eine Leere gewesen war, konnte sich Einblick in die kulturellen Verhältnisse verschaffen und konnte ein wenig über die sowjetrussischen Menschen erfahren, über ihr Leben, ihr Denken und Fühlen. Und andererseits konnten wir diesen ein wenig von uns selbst erzählen, konnten sie verstehen lassen, wer wir waren und was wir wollten, und konnten auf diese Weise ein klein wenig der gefährlichen gegenseitigen Unwissenheit entgegenwirken. Man kann nicht behaupten, das alles sei ganz ohne Wert gewesen. Die Verbindungen wurden ja dann in der letzten Zeit auch noch ausgeweitet und vertieft, und das Resultat war immerhin, daß man in Westeuropa ein bestimmtes objektives Wissen über die sowjetischen Lebensbedingungen erhielt, während vorher die Information ganz der Propaganda überlassen gewesen war. Und in der Sowjetunion selbst entstand da ein wachsendes Interesse für westeuropäische Kunst und westeuropäische Geisteskultur, wo es vorher allein eine tiefe ideologische Verachtung gegeben hatte. Auf meinem eigenen Gebiet darf ich erwähnen, daß die sowjetrussischen Verlage und Theater, die sich vorher im großen Ganzen nur mit unseren Klassikern aus der Zeit vor diesem Jahrhundert beschäftigt hatten, jetzt langsam anfangen, moderne westeuropäische und amerikanische Literatur zu drucken und aufzuführen. Ich brauche dabei nur ein paar Namen wie Sartre und Arthur Miller zu erwähnen. Wenn die Entwicklung in der gleichen Richtung weitergegangen wäre, hätte man hoffen können, daß nach und nach über den sogenannten eisernen Vorhang hinweg ein wirkliches Gespräch zwischen den geistigen Menschen, zwischen Pädagogen, Architekten, Wissenschaftlern und Künstlern in Gang gekommen wäre.

Nun hat die Tragödie in Ungarn diese Hoffnungen mit einem Schlag für lange Zeit zunichte gemacht. Die teuflische Trommel der Propaganda hat wiederum die Stimmen der Vernunft überschrien, das beginnende Gespräch ist wieder von Schimpfworten und gegenseitigen Beschuldigungen abgelöst worden. Die geistige Verbindung ist abgebrochen, und als Schriftsteller in einem demokratischen Land ist man außerstande, den Versuch zu machen, sie wieder aufzunehmen. Man kann sich unmöglich der Gefahr aussetzen, nur

auch im entferntesten mit der ungarischen Schande in Verbindung gebracht werden zu können. Das Vertrauen in den guten Willen ging verloren, und wenn man in der Situation, wie sie jetzt ist, den ersten Schritt in Richtung einer neuen Annäherung machen wollte, würde man in den Verdacht kommen, man verrate seine eigene Welt. Man würde damit von der Gesellschaft und von den Menschen abrücken, mit denen man in geistiger Wechselwirkung steht. Und was man künstlerisch zu sagen hat, würde sein Gewicht und seine Bedeutung verlieren. Von jetzt an ist es uns nicht mehr möglich, den geistigen Menschen Sowjetrußlands auf ihrem eigenen Boden zu begegnen; wenn das Gespräch wieder aufgenommen werden soll, dann müssen sie dahin kommen, wo wir stehen. Deshalb kann man nur hoffen, die Ereignisse in Ungarn möchten so auf die Sowjetunion zurückwirken, daß es den sowjetrussischen Künstlern bald möglich sein wird, ihre Stimmen mit uns im Protest zu vereinen. Leider ist der Glaube, daß so etwas geschehen werde, nicht allzu groß. Das gesteht man sich mit Bitterkeit ein. Unseren Propagandisten aber darf man sagen, daß zu triumphieren kein Grund ist: wir alle ohne Ausnahme haben eine Niederlage erlitten, denn noch immer leben wir in einer geteilten Welt, noch immer befinden wir uns im selben Dilemma zwischen einem unmöglichen Krieg und einem unmöglichen Frieden.

Der italienische Dichter Silone nahm vor einigen Monaten an einem internationalen Schriftstellerkongreß in Venedig teil. Es waren auch sowjetrussische Schriftsteller anwesend, und er wandte sich in einer Rede direkt an sie und forderte sie zu einer offenherzigen Diskussion auf. Denn, so sagte er, wenn wir nicht zu jeder beliebigen Zeit bereit sind, zu kritisieren und uns kritisieren zu lassen, dann sprechen wir eine tote Sprache, dann sprechen wir aus einem Grab. Er sprach von den großen russischen Dichtern des vergangenen Jahrhunderts — von Gogol, Tolstoi, Dostojewski und all den andern, die immer die Unterdrückten und Erniedrigten gegen die Willkür der Staatsmacht verteidigt hätten. „Weshalb wurde diese Tradition in der russischen Literatur nicht fortgesetzt?“ fragte er. „Wie konnten die sowjetrussischen Künstler sich einer staatlichen Disziplin unterwerfen, die sie der Freiheit beraubte? Welche Hilfe könnte ein Künstler, der auf seine eigene Freiheit verzichtet hat, bei der Schaffung einer neuen Welt leisten?“ Silone sprach von der Diktatur Stalins, von den zahllosen Morden und Missetaten, die jetzt zwar öffentlich bekannt, aber nicht erklärt sind. „Wie ist es möglich, daß ein Einzelner eine so willkürliche Tyrannei hatte ausüben können? Wie waren die sogenannten Geständnisse zustande gekommen? Weshalb hatten die Schriftsteller geschwiegen und zugestimmt?“ Er fragte sie direkt: „Was sagt ihr dazu? Was tut ihr? Oder besser: Was hat man mit euch getan?“

Nach der Unterdrückung des ungarischen Volkes muß man die sowjetrussischen Künstler mit doppeltem Nachdruck fragen: „Was hat man mit euch gemacht? Weshalb spricht ihr nicht?“ Es gibt Augenblicke, wo man das Seine nur verteidigen kann, indem man es angreift.

Künstler zu sein muß immer ein Risiko einschließen. Die Kunst kann nur dann einer politischen Idee dienen, wenn sie bereit ist, diese unablässig mit der Wirklichkeit zu konfrontieren. Jede Konformität widerspricht dem Wesen der Kunst. Deshalb verriet die sowjetrussische Kunst sowohl sich selbst als

auch ihre Idee, als sie konform und utilitaristisch wurde, als sie sich einseitig der pädagogischen Aufgabe unterzog, die gegebene politische Wirklichkeit den Massen zu deuten und zu erklären. Sie hob sich damit selbst als Kunst auf. Wenn ich heute an russisches Geistesleben, an russische Literatur denke, so denke ich nicht an den sozialen Realismus, der weder sozial noch realistisch ist, nicht an diese elenden Sonntagsschulen-Erzeugnisse, die einander zum Verwechseln ähnlich sind, an diese Romane und Novellen und Schauspiele, mit denen die Vortrefflichkeit des Sowjetsystems verherrlicht wird, bei denen der glückliche Ausgang schon von vornherein sicher ist, und in denen das Gute nur das Wenigergute besiegen kann, weil von dem wirklich Bösen gar nicht erst angenommen wird, daß es in der Gesellschaft existiere — nein, ich denke nicht an all dieses Widerwärtige, sondern ich denke, wie Silone, an die großen Dichter der Vergangenheit, an Gogol und Dostojewski und Tolstoi, an Tschechow und Gorki. Kein Wunder, daß auch die Massen in Rußland diese Dichter ihren eigenen sozialen Realisten vorziehen: sie haben ja der Idee der menschlichen Gemeinschaft viel besser gedient. Durch sie erfährt man zehnmal mehr vom russischen Wesen und russischen Geist, von dem russischen Mitmenschentum und dem russischen Opferwillen, ja selbst von der heutigen russischen Wirklichkeit, als man während einer Delegationsreise in der Sowjetunion erfahren kann.

Und genauso ist es auch in unserer eigenen westlichen Welt. Wenn ich an die amerikanische Kultur und das amerikanische Geistesleben denke, dann denke ich nicht an die Konformität und den merkantilen Erfolgskult, nicht an den Strom von Comic-strips und von populären Zeitschriften, nicht an die ausgekocht sentimentalen Filme und Romane, sondern ich denke vor allem an die großen revolutionären Dichter der letzten hundert Jahre — von Whitman und Lee Masters bis Faulkner und Arthur Miller —, an diese ganze quicklebendige moderne Literatur, die auf allen Gebieten die größte unserer Zeit ist. Diese amerikanischen Dichter sind nie konform, denn sie sind immer zu rücksichtsloser Kritik bereit; sie sind wahre Demokraten, denn sie messen ihre Wirklichkeit immer an der Idee der Demokratie; sie sind künstlerisch ohne Furcht, denn sie sprengen unsere gewohnten Vorstellungen und zwingen uns, uns so zu sehen, wie wir wirklich sind. Dauernd beunruhigen sie uns, sehr oft erschüttern und entsetzen sie uns, aber gleichzeitig schenken sie uns auch eine neue Hoffnung. Sie sind die Stimme des anderen Amerika, sie sind der Sauerteig, der langsam die Gesellschaft durchdringt und umformt. Und damit setzen sie die größte Tradition der westlichen Literatur fort. Wenn die sowjetrussischen Schriftsteller auf eine entsprechende Art die östliche Tradition weitergeführt hätten, stünden wir heute einander kaum so fern, wie wir es tun — ja, man darf sogar vermuten, daß dann einem guten Teil des politischen Unglücks, dessen Zeuge wir in den letzten zwanzig Jahren waren, vorgebeugt gewesen wäre.

Aus dem, was ich gesagt habe, folgt, daß ich innerhalb unserer Gesellschaft der Kunst eine große Macht und Bedeutung zuschreibe. Doch erst in den letzten Jahren bin ich zu dieser Erkenntnis gekommen, und ich bin fast gegen meinen Willen zu ihr gekommen. Denn damit ist dem Künstler zugleich auch eine ungeheure Verantwortung auferlegt. Wir müssen die Unabhängigkeit der Kunst verteidigen und bewahren, nicht nur gegenüber der Macht des

Staates und der politischen Organisationen und ökonomischen Interessen, sondern auch im Hinblick auf die Presse und die Kritik und aufs Publikum, im Hinblick auf all das, was die öffentliche Meinung ausmacht. Und das ist in unserer modernen Gesellschaft keine leichte Aufgabe. Jahr für Jahr wird es schwieriger, die Idee des demokratischen Individualismus hochzuhalten. Auch in unserem Land müssen wir gegen die immer mehr um sich greifende Tendenz zur Konformität ankämpfen, ganz abgesehen von dem rasch anwachsenden Merkantilismus, der in unserer westlichen Welt der Fluch der Kunst ist. Es ist für einen Schriftsteller bitter, sich zu einer Art Weihnachtsmann herabgewürdigt zu sehen, der unter all dem anderen Spielzeug, das die Wirtschaft bietet, nur sein jährliches Buchpaketchen auf den Weihnachtstisch zu legen hat, um es dann sehr bald darauf dem Vergessen anheimgefallen zu sehen. Und wenn dann gar noch irgend ein Biedermann — wie neulich — freimütig in der Presse fordert, Literatur habe den Zweck, ein mental-hygienisches Mittel für die Entspannung und die Gewinnung eines gesunden Schlafes zu sein, dann weiß man nicht, ob man darüber weinen oder lachen soll, jedenfalls aber weiß man, daß auch hierzulande der Utilitarismus nicht unbekannt ist.

Man hat als Künstler nicht das Recht, sich mit diesen nivellierenden Kräften auf einen Kompromiß einzulassen, weil gerade sie es sind, die wir vor allem zu bekämpfen haben. Man darf vielmehr nie vergessen, daß man einer Sache dient, die über so flüchtige Phänomene wie Erfolg und Mißerfolg, über die unsicheren Kriterien der Kunstbeurteilung, über die wechselnden Moden, über die unersättlichen Bedürfnisse des Publikums teils nach schmerzloser Unterhaltung, teils nach geistiger Erbauung und moralischer Wegleitung erhaben ist. Mit Kunst sich auseinanderzusetzen muß notwendigerweise mit Mühe verbunden sein, denn die Kunst hat nicht die Aufgabe, Vorurteile und Wahnvorstellungen zu befestigen, sondern sie zu zerstören. Sie löst keine Probleme, sondern sie stellt sie. Sie kann auch keinen bestimmten Glauben an eine religiöse oder politische Seligmachung verfechten, es sei denn, sie verschließe Augen und Ohren vor wesentlichen Seiten der Wirklichkeit. Der Künstler ist weder Seelsorger noch Pädagoge noch Prophet, er kann die Menschen nicht lehren, was sie denken oder glauben oder wie sie ihr Leben leben sollen; seine Aufgabe ist es, seine Zeit wach zu erleben und auszudrücken, ihr Bewußtsein und ihr Gewissen zu sein. Die Kunst ist das Bild des Menschen von sich selbst, was aber bleibt vom Menschen, wenn man dieses Bild zum Blindsein verdammt, wenn er in ihm nicht unablässig seinen eigenen Zügen im Guten und im Bösen begegnet?

Ich sagte eingangs, die großen Ideale wie Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit seien nur Teile eines zusammenhängenden Ganzen, sie seien nur Aspekte der Idee vom Menschen und darum eine Einheit. Auch von der Freiheit darf man sagen, sie sei eine Einheit. Will mir deshalb ein Marxist erzählen, es könne dort keine geistige Freiheit geben, wo der Mensch nicht frei von Not und Furcht und Unwissenheit sei, dann muß ich ihm darin zwar recht geben; wenn er aber daraus den Schluß zieht, die geistige Freiheit komme demnach erst an zweiter Stelle und man müsse erst Not und Furcht und Unwissenheit beseitigen, bevor man es den Menschen erlauben könne, selbst

zu denken und frei ihre Meinung zu sagen, dann muß ich dagegen protestieren. Denn man kann auch dort nicht frei von Not und Furcht und Unwissenheit sein, wo es die geistige Freiheit nicht gibt. Die verschiedenen Formen der Freiheit bedingen sich gegenseitig. Nur der freie Mensch kann die Freiheit an andere weitergeben. Mir scheint, die bisherige Entwicklung habe das zur Genüge bewiesen, wie sie auch bewiesen hat, daß die Freiheit der Kunst eine notwendige Voraussetzung für die Wechselwirkung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft ist. Deshalb kann ich mich als Künstler weder von irgend einem Glauben noch von irgend einer Doktrin binden lassen. Ich kann den Menschen nicht die Wahrheit bringen, weil die Wahrheit nicht etwas Gegebenes ist, sondern etwas, das immer aufs neue wieder gesucht werden muß. Ich kann nicht dem Leben anderer Menschen einen Sinn geben, denn auch dieser ist nicht etwas von vornherein Gegebenes, sondern etwas, das jeder in sich selbst gestalten muß. Es gibt viele Lebenswahrheiten und viele Sinngebungen, und wenn ich auch nicht weiß, was sie sind, so kann ich mich vielleicht doch wenigstens der Hoffnung hingeben, dahinterzukommen, wie sie sind, und wie sie nicht sind. Das kann ich, indem ich vor allem das Verkapselte und Erstarrte, das Enge und Eindeutige verwerfe und mich dem Offenen zuwende, dem Möglichkeitsreichen, dem Mannigfaltigen und Vieldeutigen, dem Spiel der Gegensätze, aus dem das Leben selbst erwächst und in dem es einzig gedeiht.

Die finnische Dichterin Solveig von Schoultz hat ein Gedicht geschrieben, das „Die beiden Farben“ heißt. Darin wendet sie sich gegen die Forderung, der Dichter müsse Partei ergreifen, müsse Farbe bekennen. „Welche Farbe hat das Verweigern und welche das Fordern?“ fragt sie. „Welche Farbe hat die Tapferkeit? — Wo sitzt das Herz, links oder rechts; und Barmherzigkeit, ist sie schwarz oder rot?“

Und sie schließt:

„Auf, Brüder, erhebt euch! Unsere Liebe will bekennen.
Nur die beiden Farben gibt es für uns: Leben und Tod.“

(Aus dem Dänischen von Dr. Fritz Nothardt)

NACHTLIED

Allen Paaren auf den Bänken,
allen Säufern in den Schenken,
allen, die in Bann und Acht,
wünsch ich eine gute Nacht.

Allen in den Krankensälen,
allen, denen Glieder fehlen,
allen, deren Kreuz schon kracht,
wünsch ich eine gute Nacht.

Allen, die's zu üppig treiben,
allen, die sich früh zerreiben,
allen, die dies glücklich macht,
wünsch ich eine gute Nacht.

Theodor Kramer

Amerikanische Intellektuelle von Europa gesehen

Das Flugzeug der Swissair, das mich nach New York bringen sollte, war in Shannon, dem äußersten westlichen Vorsprung Europas, um Mitternacht zum letzten Halt vor dem langen Flug über den Ozean niedergegangen. Der Abflug schien sich lange hinauszuziehen, und so war ich denn schließlich fest eingeschlafen. Plötzlich drang in meine Träume eine Stimme, schonungsvoll wie die einer Krankenschwester. Es war die des Piloten, eines biedereren Zürichers, der mich fragte, ob ich Professor Röpke aus Genf sei. Als ich das ein wenig erschrocken bejaht hatte, erfuhr ich, daß ein soeben entdeckter Motorendefekt zur Unterbrechung des Fluges zwingt. Ich hätte die Wahl, geduldig die Behebung des Schadens abzuwarten oder in ein belgisches Flugzeug umzusteigen, das in etwa einer Stunde erwartet würde. Es sei ihm peinlich, versicherte mir der Pilot, daß ihm das gerade mit mir passieren müsse, denn er hätte meine Bücher mit Passion gelesen.

Dem europäischen Intellektuellen, dem noch am Rande seines Kontinents dieser Kranz gewunden wurde, blieb, da er in Atlanta zu einer Universitätskonferenz erwartet wurde, nichts anderes übrig, als den Komfort der Swissair-Kabine aufzugeben und auf dem Flughafen die belgische Maschine abzuwarten. Ein freundlicher Ire nahm sich meiner an, offenbar von seinem schweizerischen Kollegen davon unterrichtet, daß es sich hier um einen Bücher schreibenden Professor handele, und danach seinen Respekt bemessend, der schließlich, als ich eine Zigarre ablehnte, in dem Ausruf gipfelte: „Why, if you don't smoke, how can you do all that brain-work!“ Meine Versicherung, daß meine Bücher eben auch die inferiore Qualität des Nichtraucher hätten, schien ihn nicht sehr zu überzeugen.

In New York empfing mich am anderen Tage jene diabolische Waschküchenluft, die mich mit einem ungläubigen Respekt, der aufrichtiger ist als der des guten Iren in Shannon, immer wieder, sooft ich nach den Vereinigten Staaten komme, die Frage stellen läßt, wie unter solchen Bedingungen die amerikanischen Intellektuellen ihre Hirnarbeit vollbringen können. Einstweilen benahm ich mich weiter, wie man es von einem europäischen Professor erwartet: unmittelbar vor dem Abflug nach Atlanta fiel mir ein, daß ich irgendwo im Flughafengebäude von Idlewild meine Tasche mit den Vortragsmanuskripten und sonstigen Dokumenten liegengelassen haben mußte (unvergeßlich die zuversichtliche Ruhe, mit der der amerikanische Fluglinienbeamte das Objekt bei schon dröhnenden Propellern herbeischaffte), und mit der Dame, die dem kleinen Buchladen in La Guardia vorsteht, begann ich Bertrand Russell zu erörtern, den ich zu ihrem Entsetzen als „brilliant fool“ bezeichnete. Ich erstand von ihr Mark Twain's „A Connecticut Yankee in King Arthur's Court“ und wurde mir erst nachher über das Symbolische des Kaufes dieses Buches klar, in dem die Verachtung des amerikanischen Pragmatikers für den Humbug Europas, für seine „Basalte und verfallenen Schlösser“ klassischen Ausdruck gefunden hat.

Und dann sprang ich zum vierten Male in meinem Leben entschlossen in das faszinierende Getriebe dieses Landes hinein, dem Goethe, dieser einsame Gipfel europäischen Geistes, mit jenen Versen gehuldigt hat, auf die ich soeben angespielt habe. Wenige Stunden später befand ich mich in der Emory University von Atlanta inmitten eines Kreises amerikanischer Intellektueller, dem der europäische Kollege zwei Wochen lang in Vortrag und Diskussion einen Einblick in die Seele eines Ökonomen zu geben suchte, der von Genf aus den Lauf der Welt beobachtet und daraus seit langem den Schluß gezogen hat, daß der Kollektivismus der Abgrund ist, der zu verschlingen droht, was uns das Teuerste und Unersetzlichste ist, Freiheit, Menschenwürde, Wahrheit, Gerechtigkeit, Wohlfahrt und jenes Gleichgewicht zwischen Individuum und Gemeinschaft, ohne das unsere Zivilisation verdorren muß.

Im ganzen, so war mein Eindruck, war es wohl nicht allzu schwer, meine Hörer davon zu überzeugen, von einigen völlig unverbesserlichen Kollektivistischen abgesehen. Nicht wenige unter ihnen standen von vornherein auf meiner Seite, und wessen sie bedurften, waren eher neue und klare Argumente für einen Standpunkt, dem sie ohnehin zuneigten. Indessen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß alle mehr oder weniger überrascht waren, ein klares und entschiedenes Bekenntnis zu der Philosophie der integralen, d. h. auch das Wirtschaftsleben einschließenden Freiheit gerade aus dem Munde eines Intellektuellen der Alten Welt zu hören.

War man, so darf ich vermuten, eine solche Entschiedenheit im Kreise der amerikanischen Intellektuellen ohnehin schon nicht gewöhnt, so hatte man um so größere Mühe, sich mit diesem aus der Mitte Europas kommenden Ökonomen abzufinden, der es als selbstverständlich vorauszusetzen schien, daß man nach allen Erfahrungen und Überlegungen der letzten Jahrzehnte von Planwirtschaft, Vollbeschäftigungspolitik, Nationalisierung und Wohlfahrtsstaat kaum mehr anders als im Tone des Sarkasmus sprechen kann. Waren denn das nicht alles Dinge, die in Europa erfunden worden waren, und gehörte es nicht gerade zu einer höheren Stufe der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung, zum Fortschritt und zur historischen Reife, mit ihnen die primitive Stufe der freien Marktwirtschaft zu überwinden? So mochten die einen fragen. Andere, nicht infiziert von einer kollektivistischen Geschichtsphilosophie dieser Art, mochten umgekehrt von der Vorstellung eines stagnierenden, in erstarrten Formen beharrenden, vor der Zugluft der Freiheit sich ängstlich schützenden Europa ausgegangen sein und den Genfer Professor für eine etwas unbequeme Störung dieses Schemas anzusehen.

Die Rolle, in die ich auf diese Weise geriet, war mir nicht neu. Als ich zwei Jahre zuvor anlässlich der Zweihundertjahrfeier der Columbia-Universität der allgemeinen Begeisterung für den Wohlfahrtsstaat die Bedenken entgegengesetzt hatte, die einem disillusionierten Europäer naheliegen, hatte ich auf meine New Yorker Hörer nicht anders gewirkt als jetzt auf diejenigen in Emory University: als advocatus diaboli, den man zu allerletzt aus Europa erwartet hatte.

Und doch war es etwas anderes, was mir neu war, eine Erfahrung, die mir bei allen früheren Kontakten mit amerikanischen Intellektuellen niemals so deutlich geworden war wie jetzt in Atlanta. Ich glaube nämlich, gelernt zu haben, daß sich die Stellung des amerikanischen Intellektuellen inmitten seiner

Gesellschaft wesentlich von derjenigen des durchschnittlichen europäischen Intellektuellen unterscheidet und daß es dieser Unterschied ist, den man sich klarmachen muß, wenn man die paradoxe Tatsache verstehen will, daß in einer Nation, die den „Kapitalismus“ theoretisch bejaht und ihn praktisch in einer durchaus vitalen Weise verkörpert, die Intellektuellen sich abseits halten, bestenfalls mürrisch und im Durchschnitt wahrscheinlich in ausgesprochener Animosität. Ich will versuchen, das ein wenig klarer zu machen und so meine eigenen Überlegungen ein wenig zu ordnen.

Ich habe erklärt, warum meine amerikanischen Hörer überrascht waren. Aber es gab für sie, wie sie mir bald gestanden, noch eine andere Überraschung, und es war diese, die mich so nachdenklich machte. Sie sagten: „Ihr Bekenntnis zur Marktwirtschaft und Ihre Kritik des Sozialismus sind uns natürlich nicht neu. Aber wir haben geglaubt, man könnte dergleichen nur von Handelskammerpräsidenten, Generaldirektoren oder Bankiers hören, und Sie werden verstehen, daß diese uns nicht überzeugen. Um so mehr interessiert es uns, an Ihrem Beispiel zu sehen, daß man „konservativ“ sein kann, ohne notwendigerweise geistig grob und ungebildet zu sein, und diese Sache in einer Weise vertreten kann, die eines Intellektuellen würdig ist.“

Ich muß gestehen, daß ich darüber tief betroffen war, denn was konnte diese Äußerung anderes bedeuten, als daß es in den Vereinigten Staaten zwischen Intellektuellen und der für die Nation schlechthin repräsentativen Schicht der Geschäftsleute eine Kluft zu geben scheint, die mir als europäischem Intellektuellen ungewohnt war? Könnte es sein, so begann ich mich zu fragen und so frage ich mich heute noch, daß dort drüben Geschäftswelt und Geistesleben einander so fern stehen, daß Mißverstehen und Animosität notwendigerweise wechselseitig geworden sind und der Antikapitalismus der Intellektuellen das Ressentiment ist, das dem Ressentiment der Kapitalisten gegen die Intellektuellen entspricht? Liegt hier nicht, so überlegte ich, eine ungeheure Gefahr, da beide Arten des Ressentiments sich gegenseitig verstärken und so einen *circulus vitiosus* erzeugen, der schließlich zu einer Katastrophe führen muß? Und andererseits: Wären die Aussichten nicht hoffnungsvoll, wenn es gelänge, diesen *circulus vitiosus* zu durchbrechen, indem man die Welt des Geistes in der Geschäftswelt ebenso respektabel macht wie umgekehrt die Geschäftswelt in der Welt des Geistes?

Es waren andere Erlebnisse, die mich in solchen Überlegungen bestärkten. Eines Tages hatte ein besonders sympathischer junger Gelehrter mich in seinem Wagen durch das Viertel der Reichen von Atlanta geführt und, als ich die geschmackvollen Villen und gepflegten Gärten bewunderte, mit einer leichten Melancholie erwidert, daß die Leute, die dort wohnten, für mich sehr uninteressant wären. Es war kein Sozialist, der das sagte; kein Haß oder auch nur Ressentiment sprach aus ihm, nicht einmal Geringschätzung, aber ein Bedauern über einen inneren Abstand, der den äußeren, in Dollars gemessen verhältnismäßig unwichtig zu machen schien. Ich wurde ernst und schweigsam und spann weiter an meinen Gedanken über die Kluft zwischen Wirtschaft und Geistesleben in Amerika.

Einige Tage darauf machte ich mit einer Gruppe einen Ausflug zum „Stone Mountain“, dem nackten Granitberg, der sich unweit von Atlanta

gewaltig aus dem Hügelland erhebt. Kunstbegeisterte Patrioten sind vor einiger Zeit auf den Gedanken gekommen, aus der Flanke dieses Berges ein Riesenrelief zum Ruhme der Konföderierten Armee des Bürgerkrieges herausmeißeln zu lassen, aber da ihnen vorzeitig das Geld ausgegangen war, ist das Ganze ein Torso geblieben, das man von unten von einer Coca-Cola-Bude aus mit dem Fernrohr betrachtet. Das brachte mich darauf, meinen Begleitern die lustige Geschichte eines Preisausschreibens zu erzählen, das eine Berliner Wochenschrift während der Inflation nach dem Ersten Weltkriege veranstaltet hatte. Vor dem Kolosseum steht „Raffke“ — so hieß ja damals im Volksmunde die Witzfigur des in der Inflation zum Typus gewordenen Neureichen —, und die Aufgabe war, die treffendste Antwort auf die Frage zu geben: Was sagt Raffke? Die preisgekrönte Antwort hatte gelautet: „Baut nicht, wenn ihr kein Geld habt!“

Der Witz wurde gewürdigt, gewiß, aber, so wurde ich gefragt, was ist ein „Neureicher“? Und warum war er nur damals, während der Inflation, eine volkstümliche Spottfigur? Ich begriff die Schwierigkeit nicht sogleich, bis mir klar wurde, daß meine amerikanischen Freunde inmitten einer so dynamischen Wettbewerbswirtschaft wie der ihrigen Mühe hatten, im Auseinanderklaffen von Bildung und Reichtum eine Erscheinung zu sehen, die Ausnahme und nicht Regel sein soll. Aus dem Witz war wenigstens für mich plötzlich Ernst geworden, und wieder fragte ich mich, ob nicht im Verhältnis zwischen Geschäftswelt und Geistesleben in diesem Lande sehr ernstlich etwas in Unordnung sein müsse.

Die Frage hat, wie man leicht erkennt, viele Aspekte und fordert daher eine sehr gründliche Untersuchung. Unter allen Umständen aber wird es schwer sein, das grundlegende Faktum zu bestreiten, daß das soziale Prestige der amerikanischen Intellektuellen im ganzen unvergleichlich geringer ist als das ihrer europäischen Gruppengenossen, daß sie weit weniger als diese — und natürlich ist das auch in Europa ein Problem — in den großen Zusammenhang der Gesellschaft eingeordnet sind und ihren Standort weit mehr als diese an der Peripherie der Nation haben. Es ist nicht zu verkennen, daß Philosophien wie der Pragmatismus diese Rolle der Intellektuellen noch unterstreichen, und man kann lange darüber meditieren, ob nicht die letzte Ursache der Tatsache, daß in Amerika die Intellektuellen ziemlich unten am Tisch des Hauses sitzen, in Verhältnissen liegt, die sich in der Entwicklung der meisten Kolonialländer der weißen Rasse wiederholen.

Der europäische Intellektuelle, der sich in so weit höherem Maße von Respekt und Verständnis umgeben weiß und dabei solche Erfahrungen machen kann wie die, mit denen ich diese Betrachtungen eingeleitet habe, muß nun auch die Schwierigkeiten auffallend finden, denen sich der amerikanische Intellektuelle gegenüber sieht, wenn er sich in der Gesellschaft vernehmbar machen will. Ich selber sehe in den Zuständen, wie sie im amerikanischen Buch- und Zeitschriftenwesen herrschen, eines der ernstesten Probleme dieses Landes, und die Möglichkeit, daß man in den Vereinigten Staaten eine solche Bemerkung nicht verstehen könnte, wäre Teil des Problems selber. Meine eigenen Erfahrungen sind in dieser Hinsicht so niederschmetternd, daß mir kein Land einfällt, das ich damit zum Vergleich heranziehen könnte.

Schicke ich ein Manuskript nach Amerika, so muß ich auf alle Fälle damit

rechnen, daß es nicht als das unantastbare geistige Erzeugnis einer nun einmal so und nicht anders denkenden und schreibenden Person respektiert, sondern offensichtlich nach der abergläubischen Vorstellung behandelt wird, daß, wenn zehn Komponisten eine Oper schreiben, sie zehnmal besser werde, als wenn einer sie schreibt. Als mir einmal sogar eine der führenden wissenschaftlichen Zeitschriften der Vereinigten Staaten ein solches Spießrutenlaufen auferlegte und das eine Mitglied der Redaktion dieses, das andere jenes geändert zu sehen wünschte, habe ich mein Manuskript entrüstet zurückgefordert und in der Alten Welt veröffentlicht.

Schreibe ich einen Aufsatz im Auftrage einer amerikanischen Zeitschrift, so bin ich keineswegs sicher, daß er veröffentlicht wird. So hatte einst die führende Zeitschrift der amerikanischen Geschäftswelt mich gebeten, ihr einen Aufsatz über den Marshallplan, so wie ich ihn von Genf aus beurteilte, zu schreiben. Da ich der Versicherung, man wolle von mir die Wahrheit hören, Glauben schenkte, gab ich mir große Mühe. Aber der Aufsatz ist nie erschienen, stattdessen schickte man mir einen Scheck ohne eine weitere Zeile, ohne ein Wort der Entschuldigung oder Rechtfertigung.

Durch Übersetzungen meiner Bücher habe ich Verleger von allen Kulturvölkern und ihre Geschäftssitten kennengelernt. Aber es war allein ein amerikanischer Verlag, der mir den Vorschlag machte, drei meiner Werke zu einem Digest zu verwursten, da sonst damit kein Geschäft zu machen sei, was mich zu bitteren Vergleichen zwischen den rund 170 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten und den 4 Millionen der Schweiz oder Finnlands veranlaßte, wo niemals ein Verleger auf einen so barbarischen Gedanken verfallen war. Es war allein ein amerikanischer Verlag — und einer der ersten und bekanntesten des Landes — der mit mir über die Übersetzung eines Buches einen feierlichen Vertrag abschloß und diesen, der ohnehin nahezu alle Rechte dem Verleger und alle Pflichten dem Autor austeilte, später, als die Erfüllung unbequem erschien, vertragsbrüchig zerriß, zynisch, ohne ein Wort der Entschuldigung oder des Werbens um Verständnis.

Ich berichte von diesen unerfreulichen Erfahrungen mit dem amerikanischen Publikationswesen nicht deshalb, weil ich glaube, daß sie die Intellektuellen unter meinen amerikanischen Lesern überraschen. Ich habe im Gegenteil gefunden, daß sie sie eher für normal halten und kaum eine bessere Behandlung gewohnt sind, auch nicht wissen, wie sie einer besseren nachhelfen sollen. Gerade das aber scheint mir so bedeutungsvoll für den Platz, den die Intellektuellen und das organisierte Geistesleben in der amerikanischen Gesellschaft, in ihrer Rangfolge und auf der Skala ihrer Werte einnehmen. Und wenn ich hinzufüge, daß jene Erfahrungen für *mich* eine einzigartige Ausnahme sind, so habe ich aufs neue einen Begriff davon gegeben, wie unrecht in diesem Punkte Goethe gehabt hat, als er sang:

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte . . .

Indessen würde man meine Absichten völlig mißverstehen, wenn man glauben wollte, daß ich mit diesen Betrachtungen die Partei der amerikanischen Intellektuellen ergreifen wollte, wenn sie gegen eine Gesellschaft rebellie-

ren, die so wenig die ihrige ist. Ich halte eine solche Rebellion im Gegenteil für einen schweren Irrtum. Wohl aber habe ich den Eindruck, daß es nicht leicht sein wird, ihn zu bekämpfen, solange nicht die Spannung zwischen der Welt des Geschäfts und dem Geistesleben, die ich in Amerika zu beobachten glaube, erheblich vermindert ist. Es wäre unbillig, die Verminderung lediglich von der einen Seite zu erwarten, und eine unnötige Erschwerung der Aufgabe, wenn wir die antikapitalistischen Intellektuellen Amerikas nur tadeln und nicht auch zu verstehen suchen würden.

Mit einem Wort: die Kettenreaktion zwischen dem Mißtrauen gegenüber den Intellektuellen und dem darauf antwortenden Ressentiment der Intellektuellen müßte von beiden Seiten her unterbrochen werden, von der Welt des „Kapitalismus“ durch eine neue Philosophie, die zwar dem Markte gibt, was des Marktes ist, aber dem Geiste, was des Geistes ist, von den Intellektuellen aus durch die Befreiung von unhaltbaren Ideologien und Theorien, — beides in einem neuen Humanismus gipfelnd, in dem Markt und Geist in gemeinsamem Dienste an den höchsten Werten versöhnt sind.

ALLTAG



Sie brauchten Krücken aus Stahl,
das große Grauen zu tragen.

Hinken den Blutsee der Einsamkeit
täglich hindurch.

Glück, die rote Ampel in der
Gosse der Herzen,

scheint letzthin dem Narren im
weindunst'gen Schweißbett der
Paarung.

Dunkle Armut ballt sich vernichtend
zusammen, die Sonne entzaubernd.

Mohnschlaf, Wiesen und Falter
sterben im Nebel dahin.

Nur Liebende, zärtlichen Bildern
Chagalls wahrhaft verwandt,
dem tagankündenden buntfriedrigen
Hahne ängstlich verschwistert,
schweben grünen Monden entgegen.

Doch wenn sie den Lichtrand der
Sterne mit frommer Stirne
berühren,

stürzen sie wieder zurück in
Unrast und Ode des Alltags'. —

Eva Schwimmer

Deutsche Kultur in der Meinung Amerikas

Wie denkt der Amerikaner heute, elf Jahre nach dem Zusammenbruch des Hitlerreiches, über Deutschland und die Deutschen? Wenn man dazu eine Gallup-Umfrage in allen Schichten des amerikanischen Volkes unternehmen würde, so dürfte das Resultat wahrscheinlich ein höchst verwirrendes Bild geben. Die Emotionen, die durch die bitteren Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit ausgelöst wurden, sind noch immer nicht abgeklungen und trüben ein ruhiges und klares Urteil.

Zwischen den Extremen der Bewunderung und des Mißtrauens, zwischen der Hochachtung vor seinen Leistungen im Wiederaufbau und der Furcht vor dem Dynamismus Deutschlands schlägt das Stimmungsbarometer heftig hin und her. Hinzu kommt, daß die Komplexität der deutschen Seele für den Durchschnittsamerikaner schwer verständlich bleibt. Vergleicht man seine Einstellung etwa zu Frankreich mit der zum heutigen Deutschland, so könnte man sagen: Die Franzosen, die ihm viel Kopfzerbrechen mit ihrer Politik machen, erfordern von ihm eine Geduldsprobe — die Deutschen hingegen, deren heutige Politik dem Amerikaner klar und verständlich ist, legen ihm eine Vertrauensprobe aufs Gewissen...

Ist dieses offene oder verkappte Mißtrauen einer der Gründe, die es erklären, daß man in diesen Nachkriegsjahren noch immer recht wenig von dem geistigen Schaffen Deutschlands in Amerika sieht und hört? — Es hat nicht allzu lange gedauert, um wieder gute deutsche Waren nach Amerika zu exportieren. In allen Teilen der Neuen Welt flitzen heute die Volkswagen (sprich: Wolkswagen) umher, runde, aber behende Kobolde im Getümmel der amerikanischen Schwergewichtler. In allen 48 Staaten der U.S. photographiert man wieder mit Leica und Rolleiflex, schneidet man wieder wie einst mit Solinger Stahl, und zumindest im Osten des Landes und im Mittelwesten kann man wieder westfälischen Pumpnickel und Schinken, Schwetzingener Pfifferlinge, Nürnberger Lebkuchen und Münchener Löwenbräu kaufen.

Aber auf dem empfindlicheren Markte des geistigen Güteraustauschs wird es wohl noch mancher Jahre und vieler Anstrengungen bedürfen, um den Boden für die Aufnahme neuer deutscher Bücher und Filme, modernen deutschen Theaters und zeitgenössischer Kunst so fruchtbar zu machen, wie er einmal gewesen ist.

Deutsche Kultur in Presse und Rundfunk

Wer in der Presse des Landes Umschau hält und dort — insbesondere in den führenden Zeitungen des Landes — nach Nachrichten über kulturelle Ereignisse und Werte im heutigen Deutschland sucht, der wird keine sehr fruchtbare Ernte heimbringen. Natürlich berichtet die highbrow-Presse des Landes über internationale Musik- und Theaterereignisse wie Bayreuth oder die Festspiele in Berlin. Aber sie sprießen wie seltene, kostbare Blüten aus dem üppigen politischen Blätterwald. Hingegen gehören zum Sonntagsmenü der New

York Times oder der Herald-Tribune, das an die 100 Seiten füllt, die neuesten Gerichte und Gerüchte der Musen an der Seine und Themse.

Im *Radio* gibt es seit einigen Monaten eine Deutsche Stunde, oder richtiger halbe Stunde. Sie geht jeden Mittwoch Abend von 7.30 bis 8.00 Uhr (eine strategisch gute Zeit) über den Sender WQXR der New York Times, der fast ausschließlich hochwertige Musik bietet, und einige kleinere Lokalsender. Die *German Hour*, von den westdeutschen Radiosendern übertragen und von David Berger angesagt, bietet ein rein musikalisches Programm, in dem Kompositionen lebender deutscher Komponisten überwiegen. Man möchte diese jungen Komponisten in Amerika bekannt machen, das ist gewiß begrüßenswert. Eine andere Frage ist es, ob ein so anspruchsvolles Programm die vielen Tausende musikalisch interessierter Radiohörer zu fesseln vermag. Das deutsche Lied, als eine ganz spezifisch deutsche Kunstgattung, würde wohl mehr Musikliebhaber anziehen als die instrumentalen Experimente junger Talente. (Es ist wohl kein Zufall, daß die Franzosen in ihrer Halben Stunde über den gleichen Sender sich vor allem auf das Pariser Chanson stützen, obwohl dessen Kunstwert zweifelhaft ist.)

Im *Fernsehen* kann man jeden Sonnabend von 7.00 bis 7.30 Uhr abends die *German Variety*, eine Art Wochenschau für Deutsch-Amerikaner, sehen. Sie geht über den weniger populären Sender channel 13 und wird von deutsch-amerikanischen Fabrikanten finanziert. Ihre Geldgeber sehen offenbar darauf, daß die Ingredienzen, die dem deutschen Verein Germania oder Liederkranz am meisten zusagen, auch in dieser Variety nicht fehlen. Hostess ist die rheingoldblonde Ingeborg Steyer. Das Deutschland von 1956 ist gewiß nicht mehr das Deutschland von einst — aber in dem deutsch-amerikanischen Stadtteil Yorkville in New York hat sich offenbar nicht viel in den letzten Jahrzehnten geändert. Wie einst im Wonnemonat Mai...

Das deutsche Buch in USA

Wer liest heute in Amerika deutsche Bücher in deutscher Sprache? Die Amerikaner deutscher Abstammung, soweit sie noch in Deutschland geboren sind — die jüngere Generation spricht und liest fast nur Englisch — und natürlich die Professoren und Lehrer für Deutsch. Fast alle anderen Amerikaner, soweit sie sich überhaupt für Deutschland interessieren, lesen Bücher deutscher Autoren nur in englischer Übersetzung. Daran wäre an sich nichts Überraschendes, wenn nicht die Sache so ganz anders stünde mit Büchern etwa in französischer Sprache.

Wenn man über die Fifth Avenue oder die Madison Avenue in New York schlendert, wird man manches neue französische Buch im Schaufenster liegen sehen. Im Rockefeller Center, im Herzen der Fifth Avenue, haben die Franzosen neben Coty's Parfüms und den französischen Reise- und Schiffahrtsbüros auch eine Librairie de France. Die Straße der Kunstgalerien, die 57., ist voll von französischen Bildern in den Schaufenstern, und dazwischen liegen auch ein paar der neuesten französischen Bücher. Wer ein deutsches Buch sucht, wird vergeblich in den Schaufenstern Umschau halten.

Aber vielleicht haben die Buchläden drinnen auf ihren Regalen deutsche Bücher, dachte ich mir. Eine Stichprobe bei dreien der größten Buchhändler ergab: Ein einziger hatte im Kellergeschoß zwei Bücherbretter mit deutschen

Büchern. Eine höchst merkwürdige Zufallskollektion von ein paar Schiller- und Goethebänden bis zu Erich Kästner, die alle offensichtlich kaum berührt hier schon seit Jahren standen und langsam vergilbten.

Das deutsche Buch ist eine Spezialität für deutsche oder fremdsprachige Buchhändler. Sie können sich die teure Miete für einen Laden in den Hauptstraßen nicht leisten und haben daher Büroräume in einem der Hochhäuser oder einer der Seitenstraßen der Fifth Avenue gemietet. Aber obwohl das deutsche Aschenbrödel noch nicht hoffähig für die Fifth Avenue ist, scheint es doch fast ebenso viele „dates“ zu haben wie die Mondäne aus Paris. Zumindest ergibt das ein Vergleich der Statistiken des Buchexports, die mir zugänglich waren. Während Frankreich im Jahre 1954 Bücher im Gesamtwert von 217 896 000 Francs (ca. 605 266 Dollars) nach USA exportierte, hat Deutschland, nach Mitteilung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, in demselben Jahr Bücher im Wert von 2 156 000 DM (oder ca. 513 310 Dollars) nach USA ausgeführt. In diesen Zahlen sind allerdings die Sendungen als Drucksachen oder Kreuzbänder, die im Buchversand eine große Rolle spielen, für beide Länder nicht einbegriffen. Es ist möglich, daß deren Einbeziehung in die Statistik das Gesamtbild verschieben könnte, wenn der Prozentsatz der Kleinstsendungen in einem der beiden hier verglichenen Länder wesentlich höher läge als in dem andern.

Film und Theater

Während man immerhin neue deutsche Bücher in Amerika finden kann, wenn man weiß, wo sie zu suchen sind, ist der deutsche Nachkriegsfilm hier noch so gut wie unbekannt. Warum von mehr als 1000 Filmen, die in deutschen Filmwerkstätten seit 1949 hergestellt wurden, nur ganz vereinzelt ein paar — zuletzt „Der 20. Juli“ und „Hitlers letzte Tage“ — nach Amerika kamen (und rasch wieder verschwanden), das entzieht sich meiner Kenntnis.

Sollten Filme wie „Die Ratten“ oder „Vor Sonnenuntergang“ oder „Himmel ohne Sterne“ und Kulturfilme wie „Im Schatten des Karakorum“ für den Export nach Amerika wirklich nicht in Frage kommen? Selbst ein so erfahrener Filmkritiker wie Manfred George hat jüngst darauf hingewiesen, daß er rund dreißig deutsche Filme der Nachkriegszeit kenne, die künstlerisch konkurrenzfähig mit den ausländischen Filmen wären.

Kurios genug: „Der Blaue Engel“ aus der guten alten Ufazeit läuft noch heute als Ersatz für neue, aber unbekannte deutsche Filme in ein paar Vorstadtkinos, während der amerikanische Verleihmarkt mit den neuesten französischen und italienischen Filmen überschwemmt ist. Selbst in kleineren Städten des Landes gibt es zumindest ein Kino, das sich für Importe aus Europa spezialisiert hat.

Natürlich gibt es in den deutsch-amerikanischen Stadtteilen — wie im Yorkville New Yorks — deutsche Kinos. Was diese Kinos spielen, ist entweder aus jener Zeit vor und nach dem Hauptmann von Köpenick, oder es ist neue Gartenlaube. „Trinken wir noch 'n Tröpfchen, Aus dem alten Henkeltöpfchen!“

Seit vielen Monaten spielt man in Greenwich, dem Montmartre von New York, Brecht-Weill's „Dreigroschenoper“ in amerikanischer Adaptierung. Obwohl Lotte Lenja nicht mehr mitspielt, ist die Threepennyopera mit Recht

noch immer einer der „hits“ des New Yorker Theaters. Manche Amerikaner bemerken dabei, wieviel ihre eigenen show-Leute — von Rodgers und Hammerstein bis zu Frederick Loewe, dem Komponisten von „My Fair Lady“ — diesem klassisch gewordenen Vorbilde eines modernen Musical verdanken.

Außer der „Dreigroschenoper“ ist von deutscher Theaterkunst unserer Zeit so gut wie nichts auf amerikanischen Bühnen zu finden. Während Eugene O'Neill und Tennessee Williams, Arthur Miller und John Steinbeck allabendlich auf deutschen Bühnen akklamiert werden, ist bisher kein einziger lebender deutscher Autor über ein paar Amateurbühnen hinaus zum Broadway vorgedrungen. Man fragt sich: Hat das heutige Deutschland auf der Bühne nichts mehr zu bieten, das auch in Übersetzung noch seine dramatische Schlagkraft behielte und ein amerikanisches Publikum zu fesseln vermöchte?

So wie der Film ist auch das Menu des Broadway-Theaters — neben ihm haben alle andern Bühnen des Landes nur sekundäre Bedeutung — mit einer Fülle von Importen, vor allem aus Paris gespickt. Von Giraudoux über Jean Anouilh bis zu Jean-Paul Sartre ist die Mehrzahl ihrer Stücke hier bereits gespielt worden und hält sich auf dem Repertoire. Der scheinbar unverwüsthche Maurice Chevalier, die chansonnierenden Edith Piaf und Jacqueline François, der geniale Mime Marcel Marceau, sie alle haben New York erobert und Dollars heimgebracht. Ein dreiwöchiges Gastspiel der Comédie Française im letzten Herbst wurde ein so großer Erfolg, daß sofort andere Länder anboten, ganze Ensembles über den Ozean zu entsenden.

Die Zeit scheint reif dafür, ein repräsentatives Gastspiel eines deutschen Schauspiel-Ensembles in USA zu organisieren. Das kann natürlich nur mit Hilfe der offiziellen Stellen zuwege gebracht werden; denn es dürfte eine nicht unbeträchtliche Subvention erforderlich machen. Der Kulturreferent der Deutschen Botschaft in Washington, Dr. Bruno E. Werner, von Haus ein passionierter Theaterkritiker, mit dem ich die Idee diskutierte, ist im Prinzip von dem Wert eines deutschen Theatergastspiels überzeugt. Aber die Schwierigkeiten sind nicht nur finanziell, sie beziehen sich auch auf das Programm und — das Publikum. Klassisch oder modern? Goethe und Schiller — oder einen lebenden Autor, und welchen? Und weiter: Es gab genug New Yorker, die eine Molière-Komödie französisch sehen wollten. Aber wird es genug Amerikaner geben, die den „Faust“, „Wilhelm Tell“ oder gar „Des Teufels General“ auf deutsch verstehen?

Musik und Kunst

Das von der deutschen Regierung finanzierte erste Gastspiel der Berliner Philharmoniker unter Herbert von Karajan hatte, nach einigen rasch im Sande verlaufenen politischen Anfeindungen, einen unbestrittenen künstlerischen Erfolg. Auch ein paar Instrumental- und Vokalgruppen oder Solisten sind den Philharmonikern inzwischen gefolgt.

Amerika ist heute überreich an erstklassigen Orchestern und Solisten. Dagegen ist es verhältnismäßig arm geworden in einer besonderen, typisch deutschen Kunstgattung, dem Liede. Seit dem Ausscheiden Lotte Lehmanns aus dem öffentlichen Konzertleben — sie unterrichtet jetzt nur noch in ihrer Gesangschule in Santa Barbara, Kalifornien — hat die Neue Welt keinen überragenden Repräsentanten des Liedes mehr.

Die Musikgeschichte dieses Landes zeigt, daß nicht eigentlich die deutschen Instrumentalisten, sondern die Sänger, Opern- und Konzertsänger, die stärksten Eindrücke in diesem musikliebenden Volke hinterlassen haben. Die Schumann-Heinck, die Hempel, die Lehmann, und wie sie alle heißen. Die deutsch-amerikanischen Gesangsvereine, deren Zahl noch immer beträchtlich ist, brauchen Ansporn und Vorbild, an denen sie sich messen können. Man sollte die besten deutschen Chöre (auch Kinderchöre) und die hervorragendsten Lieder-Solisten herüberschicken, nicht nur in die großen Städte, sondern vor allem in die mittleren des Ostens, Mittelwestens und Westens, in denen viel weniger Kulturelles geboten wird als in den fast übersättigten Riesenstädten des Landes.

Ähnliches gilt auch von Kunst-Ausstellungen. So schön und wirksam etwa die meisterhaft zusammengestellte Sammlung deutscher Handzeichnungen aus vier Jahrhunderten war, die man im letzten Frühjahr im New Yorker Metropolitan Museum of Arts sehen konnte, ihre psychologische Wirkung würde, meines Erachtens, viel tiefer gehen, wenn sie dort gezeigt würde, wo man sonst so gut wie nichts von deutscher Kunst zu sehen bekommt. Daß man auch an offizieller Stelle die Notwendigkeit erkannt hat, in die kleineren Städte vorzudringen, beweist eine zur Zeit durch das ganze Land gehende Ausstellung „Deutsche Handzeichnungen, Aquarelle und Graphiken von 1905 bis 1950.“

Populäre Wanderausstellungen deutscher Kunst, wenn schon nicht ausschließlich in Originalen, so doch in hochwertigen Reproduktionen, und deutschen Kunstgewerbes sollten an Museen und Universitäten ausgeliehen werden. Eine ganz objektive, aber keinesfalls propagandistisch gefärbte Photo-Ausstellung „Life in Germany to day“ könnte zeigen, wie die Deutschen heute leben und schaffen.

Deutsche Reisewerbung

John Crosby, der geistreiche Television- und Radiokritiker, hat einmal geschrieben: „Vielleicht kämen wir in unserer Propaganda weiter, wenn wir auf unsere menschlichen Schwächen hinwiesen, statt unaufhörlich mit unserer superkolossalen Stärke zu paradien.“

Ich glaube, er hat damit den Nagel auf den Kopf jeder Propaganda, keineswegs nur der amerikanischen, getroffen. Nichts wirkt auf einen von Reklame übersättigten Menschen unserer Zeit eindringlicher als simple Aufrichtigkeit. Nichts macht ihn mißtrauischer als die Offerte von Superlativen.

In dieser Hinsicht haben die von der Deutschen Zentrale für den Fremdenverkehr in Frankfurt am Main herausgegebenen Werbeschriften den unbestreitbaren Vorteil, daß sie durch Qualität und Gediegenheit zu überzeugen versuchen. Mir scheint: Diese beiden Eigenschaften sollten die Tragpfeiler jeder deutschen Werbung bleiben, nicht zuletzt deshalb, weil sie dem deutschen Wesen gemäß sind.

Aber auch das beste Werbematerial kann nur dann seinen Zweck voll erfüllen, wenn es überall dorthin dringt, wo mögliche Konsumenten sind. In einem Kontinent wie Amerika, wo Reklame gigantische Proportionen angenommen hat (und zu einem wesentlichen Prozentsatz in den Verkaufs-

preis einkalkuliert wird), hat das Streuen von Werbeschriften oder Plakaten nur dann einen Sinn, wenn man das mit vollen Händen tun kann.

Kann die deutsche Reisepropaganda mit einem Jahresbudget von ca. 1 Million DM, d. h. knapp 240 000 Dollars, von dem nur ein Bruchteil für Amerika eingesetzt werden darf, es sich erlauben, mit vollen Händen in einem Kontinent von 167 Millionen Einwohnern zu „streuen“? Wenn man diese Frage verneinen muß, so liegt es nahe, einen andern Weg zu suchen, der ökonomischer ist und Aussicht auf Erfolg verspricht.

Zunächst: Alle Propaganda für Deutschland sollte im Ausland zentral geführt werden. Industrie und Handel, Film- und Buchproduktion, Kultur- und Reisewerbung, sie alle haben das gemeinsame Interesse, Amerikaner für Deutschland zu gewinnen. Sie sind natürliche Bundesgenossen, so fern sie sich selbst auch in dem, was sie verkaufen wollen, erscheinen mögen. Was liegt daher näher, als sich in Amerika zusammenzuschließen und von einer Zentrale aus die Kampagne um den amerikanischen Kunden zu führen?

Das heißt nicht notwendigerweise Personalunion, aber wenigstens Lokalgemeinschaft. Während noch immer das Deutsche Verkehrsbureau — German Tourist Information Office — nur einen Bureauraum im zweiten Stock eines Hochhauses an der Ecke der Fifth Avenue und der 42. Straße innehat (an sich in der besten, weil zentralen Lage von New York), arbeiten die Touristenbureaus fast aller andern europäischen Länder, auch der kleineren, in schönen Läden der Fifth- oder Madison-Avenue. Sie haben große Schaufenster und locken schon dadurch Kunden an. Die Franzosen haben sogar eine ganze Gruppe von eleganten Läden im Rockefeller Center an der Fifth Avenue und außerdem noch ein Kulturpropaganda-Haus im oberen Teil derselben Avenue, mit einem gut organisierten Film- und Bildverleih.

Auch die Engländer haben einen großen Stab mit zahlreichen Beamten und Mitarbeitern für ihre Kulturpropaganda in USA eingesetzt. Darf man angesichts solcher Übermacht an Menschen und Mitteln erwarten, daß der deutsche Kulturreferent seine strategisch schwierige Stellung mit einem Miniaturapparat ausbauen kann?

Deutschland braucht jetzt ein *German Center* in New York — und nach und nach auch in andern Großstädten des Landes — mit Reisebüro, Buch- und Ausstellungsräumen, einem Lese- und Empfangssaal. So hoch auch die Miete für einen Laden an der Fifth Avenue sein mag, sie erscheint nicht untragbar, wenn sie auf alle der vielen Interessenten aufgeteilt wird. Auch wenn garnichts in diesem Center über den Ladentisch verkauft werden sollte, ist das auf lange Sicht wohl die beste Kapitalsanlage.

Der deutsche Sprachunterricht in USA

Zehn Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges lernt nicht einmal einer von hundert Schülern der Höheren Schulen Amerikas Deutsch, dagegen lernen sechs unter hundert Französisch und sieben von hundert Spanisch.

Um diese Ziffern richtig zu werten, muß man daran erinnern, daß noch bis zum Eintritt Amerikas in den Ersten Weltkrieg Deutsch unter den Fremdsprachen in den Höheren Schulen dieses Landes weitaus an der Spitze stand, mit 28 % aller Schüler — heute sind es 0,8 %!

In vielen Städten der Vereinigten Staaten wird Deutsch überhaupt nicht mehr auf den High Schools unterrichtet, in andern nur in einigen wenigen Schulen. Der Grund dafür, oder die Gründe sind Mangel an Interesse, Resentiment gegenüber Deutschland, die vielverbreitete Meinung, daß Deutsch eine der am schwersten zu erlernenden Sprachen sei, und — last not least — ein erschreckender Mangel an deutschkundigem Lehrpersonal.

Im allgemeinen lernen die Schüler nur zwei Jahre lang Deutsch, ein drittes Jahr nur bei genügender Beteiligung, und ein viertes Jahr, obwohl theoretisch im Schulplan durchaus möglich, ist eine solche Ausnahme, daß ein Deutsch-Lehrer, der das zuwegegebracht hat, wie ein Wunderdoktor betrachtet wird. Als Mitglied des Connecticut State Committee on Foreign Language Instruction ist mir bekannt, daß die meisten Lehrer in den Höheren Schulen dieses Staates Deutsch nur als Nebenfach unterrichten können. Während Französisch und Spanisch ebenso wie Latein im allgemeinen Hauptfächer sind, die den Lehrer voll beschäftigen. Die Auswirkungen dieser Situation sind — wie könnte es anders sein — deprimierend nicht nur für die Deutsch-Lehrer der Schulen, sondern auch für die Professoren der Colleges und Universitäten, die zukünftige Lehrer auszubilden haben. Eine Umfrage bei Universitäten und Colleges ergab, daß mit wenigen Ausnahmen die Zahl der Studenten, die Deutsch als Hauptfach ihrer Studien wählen, überaus gering ist. Namentlich in den Mädchen-Colleges sind Französisch und Spanisch (die letztere Sprache hat in den letzten Jahren etwas verloren) als „major“ (Hauptfach) beliebt, Deutsch hingegen unpopulär, selbst dann, wenn der Professor für Deutsch „populär“ ist.

Das Studium einer modernen Fremdsprache ist zurzeit in ca. 85 % aller Liberal Arts Colleges — im allgemeinen für zwei Jahre, falls diese Sprache nicht bereits auf der High School für mindest zwei Jahre „erlernt“ wurde — im Studienplan vorgeschrieben. Der Student, der sich für Deutsch entscheidet, tut das eher der Pflicht gehorchend, nicht dem eigenen Triebe; denn zukünftige Mediziner, Zahnärzte, Chemiker, Biologen müssen Deutsch lernen, um die Aufnahmeprüfung in einer graduate school bestehen zu können.

In den letzten Jahren hat die Einführung einer Fremdsprache in den Elementarschulen rapide an Boden gewonnen. Getragen und gefördert von der Modern Language Association of America, die hierzu eine Stiftung der Rockefeller-Foundation in Höhe von \$ 225 000 erhalten hat, scheint diese Bewegung unaufhaltsam auf ihrem Siegeszuge über das ganze Land. Die Hindernisse, die sich im Beginn dem FLES-Programm (Foreign Languages in Elementary Schools) entgegenstellten, sind heute eigentlich nicht mehr die Schulverwaltungen oder die Eltern — der Enthusiasmus der Kinder für „the fun of learning another language“ hat die meisten Eltern mitgerissen — sie liegen im Mangel an sprachkundigem Lehrpersonal.

Ein Blick auf die offizielle Statistik des FLES-Programms zeigt, daß ebenso wie in den High Schools Deutsch das Stiefkind in der Sprachfamilie ist. In der letzten Statistik (1955) war das Verhältnis der Fremdsprachen in den Elementarschulen im Jahre 1955 wie folgt: Spanisch lernten 221,583 Schüler (vom Kindergarten aufwärts) in 1310 Schulen, Französisch 46,849 Schüler in 628 Schulen und Deutsch 2481 Schüler in 84 Schulen.

Spät, hoffentlich noch nicht zu spät, haben sich Deutschlehrer mutig in die Bresche geworfen. Angefeuert von dem Idealismus einer Emma Birkmaier in Minneapolis (Minnesota) und einer Nora Wittmann in Pennsylvania bemühen sich jetzt überall Universitäts- und Schullehrer darum, aus eigener Initiative die öffentliche Meinung für den Deutsch-Unterricht in den Volksschulen zu gewinnen.

Wenn Deutsch als Lehrfach wieder wirklich populär werden soll, so wie es einmal war, so brauchen die amerikanischen Lehrer der deutschen Sprache hierzu praktische Hilfe und Förderung von Deutschland aus. Ein Anfang dazu ist gemacht: Der deutsche Kulturattaché in Washington, die deutschen Konsulate, das German Tourist Information Office leihen den Lehrern, im allgemeinen auf Anforderung, Filme, Lichtbilder, auch Schallplatten für den Unterricht aus. Auch Bücher werden als Prämien zur Verfügung gestellt, wenn auch leider in viel zu kleinen Dosen (das German Service Bureau der American Association of Teachers of German konnte in diesem Jahre nur ca. 75 Bücher als Prämien an alle Schulen verteilen).

So dankenswert solche Bemühungen an sich sind, sie sind doch nur ein Tropfen auf den allzu dünnen Stein. Man kann eben nicht mit der Gießkanne einen vollkommen ausgedörrten Boden bewässern. Großzügige Mittel müssen flüssig gemacht werden, und neue, der amerikanischen Mentalität angepaßte Ideen müssen in die Praxis umgesetzt werden, um das Interesse der amerikanischen Jugend für Deutschland wiederzugewinnen.

Ein paar Einladungen amerikanischer Professoren, ein paar Dutzend Freistellen für amerikanische Studenten an deutschen Universitäten, die gastfreundliche Aufnahme von Austauschschülern aus USA — all das ist heute nicht mehr genug, um das Herz des amerikanischen Volkes für Deutschland wiederzuerobern. Man sollte einen Aufsatz-Wettbewerb unter den Schülern der Höheren Schulen Amerikas (Thema: Deutschland) oder einen Wettkampf der besten Chöre in den Schulen (Thema: Das deutsche Lied) organisieren, und die Preisträger in allen Staaten der USA zusammen mit ihren Lehrern gemeinsam auf einem deutschen Dampfer nach Deutschland bringen, wo sie dann in Familien oder Jugendherbergen oder Studentenhäusern untergebracht und gepflegt werden. Das wäre eine Propaganda-Idee, die ganz Amerika anspricht und die heranwachsende Jugend für das neue Deutschland zu gewinnen vermöchte!

Wille und Weg

Über Julius Lebers politische Ideen

Es war Herbst 1933. Der Moloch Staat kroch in alle Sphären des öffentlichen und privaten Lebens. Gott wurde entthront; der Staat und seine Funktionäre versuchten, Allmacht zu üben. Zu dieser Zeit, am 4. September 1933, schrieb Dr. Julius Leber aus dem Untersuchungsgefängnis in Lübeck in einem Brief, es sei ein Trugschluß, daß der Staat das Recht sei; auf die Dauer sei eine solche Auffassung nicht durchzusetzen. „Es gab einmal eine Zeit“, so heißt es in Lebers Brief, „da waren in Frankreich ähnliche Zustände eingetreten. In dem Prozeß gegen Zola erreichte dieser Zustand seinen Höhepunkt. Der öffentliche Ankläger appellierte an die Pariser Geschworenen, aus nationalen Gründen und um des Vaterlandes willen Zola zu verurteilen. Da trat bei seiner Antwort Zola ganz langsam aus seiner Bank heraus und ging unter lautloser Stille des Saales auf den Ankläger zu und sagte zu ihm ganz ruhig: ‚Es gibt kein Vaterland ohne Gerechtigkeit‘. Das Wort rüttelte das französische Volk bis ins Tiefste auf. Man stürzte die Regierung, man entriß dem Staat die Justiz, ein neues Menschengefühl wuchs in jedem Franzosen, jener Begriff von Freiheit und Recht, für den die französischen Soldaten sich einsetzten an der Marne und überall. Ich habe französische Gefangene verhört, zu Hunderten und selbst in den schlimmsten Tagen hörten sie nicht auf zu sagen, daß sie für ihr eigenes Menschenrecht kämpften. Damals verstand ich sie nicht ganz, heute würde ich sie besser verstehen.“

Dieser Briefauszug, dem viele ähnliche an die Seite gestellt werden könnten, scheint kennzeichnend für Lebers politische Überlegungen zu sein und enthält den Kern seiner politischen Konzeption: Es gibt kein Vaterland ohne Gerechtigkeit. Ein Mann von seiner Bildung und von seinem Werdegang, der sich frühzeitig für die Sozialdemokratie entschieden hatte, ein Mann schließlich, der als Front- und Grenzschutzoffizier des Ersten Weltkrieges heimkehrte, um mit sicherer Entschlossenheit an der Gestaltung des politischen Lebens mitzuarbeiten (und er hat diese Entschiedenheit mit dem Tode bezahlt), blieb nicht bei einer Deklamation stehen. Was war ihm Gerechtigkeit? Was heißt bei ihm Vaterland?

Ein anderer Brief aus dem gleichen Gefängnis (vom 4. Juli 1933) gibt eine Antwort. Leber hatte das Ergebnis der Wahlen an der Saar erfahren und betrachtete es. In einem Dorf, das überwiegend katholische Bevölkerung hatte, waren 1100 Stimmen für die KPD und nur 790 für die Nazis abgegeben worden. Dazu schreibt Leber: „Diese katholischen Arbeiter waren entweder beim Zentrum oder gleich bei der KPD.“ Er weist also auf den Sprung, auf den Widerspruch, auf die Gefahr hin: „Die ganze Entwicklung radikalisiert im Innern viele Arbeiter“, so fährt er fort, „und je weniger sie sagen dürfen, umso radikaler werden sie in ihrer Fantasie... und ich

fürchte, daß die Mehrzahl jetzt, wo Gewerkschaften und SPD keinen Wall mehr bilden können, ihre Fantasie am russischen Beispiel noch mehr entzünden werden als bisher.“

Im Trubel jener Monate hatte dieser Gefangene seinen nüchternen Blick behalten und sein Leitbild bewahrt: Es ging ihm darum, die Radikalisierung zu vermeiden, die Menschen, die Massen der Arbeiter mit ihrem Lande verbunden zu wissen, mit dem Lande, in dem sie leben, dessen Sprache sie sprechen, in dem sie Arbeit und Wohnstatt haben, das ihnen ein Teil ihres Ichs ist, ganz gleich, wie leidenschaftlich ihre sozialen Forderungen und Hoffnungen sein mögen. Dieses Land müßte ein Land der Gerechtigkeit sein. Leber verband mit dem Begriff Gerechtigkeit wesenseigen den der Freiheit. „Jedem Staatsbürger das Gefühl größter persönlicher Freiheit“ zu geben und zu erhalten, das erschien ihm als Voraussetzung für das Bewußtsein, in einem Lande der Gerechtigkeit zu leben und auch für die praktische Haltung der Staatsfunktionäre gegenüber den Bürgern, die als freie Menschen kein Unrecht dulden würden.

Julius Leber hat diese ursprüngliche Überlegung sehr genau realisiert. Nach Jahren, er hatte Gefängnis und Konzentrationslager hinter sich, aber den schwersten Teil seines schweren Weges noch vor sich, legte er einmal im Kreise der Freunde dar, was denn zunächst und sofort zu geschehen habe, um ein neu erstandenes freies Deutschland anziehend für die empörten oder verstörten Massen zu machen. Er sprach von der Notwendigkeit, das Gefühl der Geborgenheit wieder zu wecken, der Sicherheit in Bezug auf den Arbeitsplatz, auf das Alter, auf Krankheit, aber auch auf Frieden und auf lange Beständigkeit aller dieser Vorzüge, die die Menschen deutlich empfinden müßten und würden. Er entwickelte ein Sozialprogramm, das weit, in jener Stunde, lange vor einer Aktion gegen Hitler, zu weit von einer Verwirklichung entfernt war, das aber doch ein Teil eines politischen Konzepts war und blieb, zu dem andere Teile hinzukamen.

Nach einer Zusammenkunft mit Adolf Reichwein, dem Kulturpolitiker in dem Kreis um Julius Leber, hatte eine Diskussion um die Lehrerbildung die Gemüter erhitzt. Leber war nicht auf seinem Stuhl sitzen geblieben, sondern ging in dem großen Zimmer hin und her. In der Erinnerung ist dann geblieben, daß er stehen blieb, mit einer Handbewegung die Debatte der Einzelheiten fortwischte und sagte: „Nicht so viel von Organisation! Nicht so viel von Formen! Wenn Ihr es nicht fertig bringt, daß die begabtesten Jungen und Mädchen aus den Schichten aufsteigen können, die bisher keine Möglichkeit zur Entwicklung hatten, könnt Ihr mit Eurer allerbesten Lehrerbildung Wasser saufen gehen!“ Es folgten ein paar Sätze über „verpaßte Gelegenheiten“, ein harter Rückblick auf Konrad Haenisch und seine Minister-tätigkeit im preußischen Kultusministerium, auf Carl Heinrich Becker, den feinsinnigen Demokraten, der die neue Lehrerbildung in Preußen aufgebaut hatte. Leber meinte: Damals hätten wir es machen können, machen müssen — was haben wir uns denn getraut?!

Das war ein anderer und ständig wiederkehrender Ton in seinen politischen Äußerungen: Grundsätzliches sehen, aber nicht nur erkennen, sondern auch

handeln! Was nützt uns der Weg, den wir wissen, sagte er in einem anderen Zusammenhang weit später und unmittelbar vor dem dramatischen Geschehen, wenn wir ihn nicht gehen, fest, bestimmt und immer kraftvoll. Julius Lebers Wissen um die Bedeutung der Macht war zugleich ein klares Wollen um den Gebrauch einer Machtposition. Wiederholt hörte der Verfasser aus seinem Munde kritische, zuweilen leidenschaftlich anklagende Betrachtungen darüber, daß die Demokratie sich selbst erdrosselt habe, weil ihre Politiker es nicht verstanden hätten, die Chancen zu nützen, die sich boten, geschweige denn Macht auszuüben, wo sie im Interesse der Demokratie, der Wohlfahrt des Landes und seines Friedens notwendig gewesen wäre. Sein hoher Sinn für Gerechtigkeit bewahrte ihn davor, an einen Mißbrauch der Macht zu denken und Macht mit Gewalt zu verwechseln.

In jener Diskussion über die Kulturpolitik, die lebhaft in der Erinnerung geblieben ist, und in der Leber den Mangel an Tatkraft während der Weimarer Zeit mit einer Reihe von präzisen Hinweisen auf Unterlassungen oder Halbheiten rügte, fand er ein Argument dafür, daß sich die Demokratie doch nicht durchgesetzt habe, in Kerschensteiners gutem Wort, daß eine demokratische Staatsverfassung eine aristokratische Seelenverfassung verlange. Es fehle daran, daß die Demokratie nicht genug Demokraten gehabt habe, meinte Leber dazu und kommentierte, daß die Zivilcourage zu selten gewesen sei (und erst recht in jenen Jahren der Hitlerzeit, in denen diese Gespräche stattfanden), daß es den Menschen weithin an Selbstbewußtsein mangle.

Politik in der Demokratie ohne gesellschaftlich denkende und handelnde Menschen, also ohne Bildung und ohne Entwicklung eines aktiven Freiheits- und Rechtsbewußtseins — das sei unmöglich und werde nichts anderes sein als Formalismus. Davon aber habe die Weimarer Demokratie zuviel gehabt und das neue Deutschland müsse sich vor solchen Fehlern hüten. Leber sprach über die Organisation und geistige Grundlage einer Wehrmacht und suchte nach der Verbindung zwischen Arbeiter und Soldat. Er glaubte sie in der gemeinsamen Grundlage einer breiteren und tieferen Bildung und in einem festen Wissen um die wirtschaftlichen und sozialen Prinzipien und Praktiken des neuen Reiches finden zu können. Die Macht, die er und seine Freunde in die Hand nehmen wollten, um Deutschland vor einem Untergang zu retten, sollte und mußte, so hat Julius Leber es in ungezählten Abwandlungen und mit vielen Beispielen immer von neuem wiederholt, in ein festes bestimmtes und beharrliches Wollen und Tun umgewandelt werden, um die soziale Frage zu lösen, um das Bildungsmonopol zu brechen („nicht bloß in Versammlungsreden und Parteiprogrammen“), um innere Sicherheit herzustellen und um so, nach seiner Sicht von der Innenpolitik her, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß Deutschland ein zuverlässiger Partner für neue Freunde im Ausland werde.

Um diese Freundschaften müsse geworben werden, sobald mit ruhigem Gewissen gesagt werden könne, daß Deutschland eine gesicherte Demokratie ist, nicht anfällig für bolschewistische Fantasien und nicht anfällig für diktatorische Gelüste. „Mit den Menschen beginnt es“, meinte Leber und fügte dann dem Sinne nach hinzu: Aber die Menschen müssen beginnen.

Es habe keinen Sinn, immer wieder zu diskutieren, wie es weitergehen solle und was zuerst zu tun sei, wenn Der Anfang sei doch: Sicherheit für die neue Regierung, sobald sie besteht, damit sie wirken kann. Wie könnte Sicherheit gewonnen werden? Nach solchen Fragen kam Leber wiederholt darauf zu sprechen, ob es richtig sei, eine Aktion gegen Hitler zu betreiben, an der ein Teil der Opposition gegen das Regime nicht beteiligt sein würde. Er erläuterte diese Frage in mehreren Unterhaltungen dahin, daß es Oppositionelle gäbe, die rechts von Hitler stünden. Für diese Gruppe hatte er kein Interesse, er hielt sie auch für zu schwach und für völlig unbedeutend. Auf der anderen Seite standen die Kommunisten. Ihre Zahl war wesentlich größer, ihre Potenz wurde von Leber verhältnismäßig hoch eingeschätzt. Viele hatten in den Konzentrationslagern eine große Widerstandskraft bewiesen, viele waren nach ihren Entlassungen sofort wieder zu aktiven Widerstandsarbeiten übergegangen. Leber meinte, daß diese Kreise bei einer Aktion gegen Hitler und während einer Zeit der allgemeinen Unruhe Zulauf bekommen würden, der sie möglicherweise so stark machen könne oder der ihre Führer verleiten könnte, eigene Unternehmungen zu starten, so daß insgesamt eine Art „zweite Welle“ entsteht, wie sie, so meinte Leber, fast als das Gesetz jeder Revolution auftrete. Besonders nach dem Sturz dieses terroristischen Regimes mit seinen furchtbaren Bluttaten, die eine fast unbegrenzte Erbitterung erzeugt hätten, sei damit zu rechnen, daß nach einem Umsturz revolutionäre Aktionen versucht würden. Leber meinte, daß sicher manches Unvertretbare im Rahmen einer „revolutionären Aktion“ geschehen werde und unvermeidbar sei, daß aber verhütet werden müsse, daß eine „zweite Welle“ das Prinzip überspüle, eine echte Ordnung aufzurichten und einen Rechtsstaat zu entwickeln oder doch die Fundamente für eine solche Entwicklung zu legen.

In diesem Zusammenhang hat Leber auch die Auffassung erörtert, die von anderer Seite vorgetragen wurde, daß nämlich Teilnehmer an einer Aktion gegen Hitler, sobald sie eine volle Kenntnis der wirklichen Untaten des Regimes erhalten haben würden, aus verständlicher Erbitterung, vielleicht aber auch aus grundsätzlicher politischer Haltung weit über das Ziel hinausstreben würden, das sich der Kreis um Leber gesetzt hatte und das aus staatspolitischen und allgemeinen Erwägungen von ihm und seinen Freunden für richtig und bei höchstem Einsatz für erstrebenswert befunden wurde. In den Gruppen des aktiven Widerstandes waren zahlreiche Persönlichkeiten der politischen Rechten, der ehemaligen Deutschnationalen, des „Stahlhelm“, der Harzburger Front, waren Militärs und andere, die für viele Oppositionelle als Wegbereiter des Nationalsozialismus galten. Sie waren in jener Situation für einen erfolgreichen Widerstand gegen das Regime und für einen neuen Beginn nicht zu entbehren. Leber meinte und verteidigte diese Meinung gegen andere Auffassungen, daß es entscheidend darauf ankomme, zunächst und für eine längere Zeit eine geschlossene Zusammenarbeit *aller* derer zu erreichen, die eine Aktion gegen Hitler und das Regime auslösen und tragen würden, ganz gleich, wo der Einzelne einmal gestanden haben mag, woher er kam, welche Bindungen er besaß und auch wohin er strebte.

Die beste Sicherung, diese Front geschlossen zu halten, sah er darin, daß nun, im Frühjahr 1944, als dies besprochen wurde, nach Festigung und Sicherung aller Kreise in der Widerstandsarbeit ohne allzu große Gefahr auch die

Kommunisten in diese Front eingegliedert wurden. Auf solche Weise wäre eine ständige Fühlung auch für diese Kreise mit der Gruppe um Leber nötig und man könnte sie beobachten; sie müßten bei gemeinsamer Aktion Bindungen eingehen, die zu Verpflichtungen und zu Hemmungen werden würden, die eine unkontrollierbare eigene Aktion der Kommunisten verhindern könnten. Das Risiko, das man bei einer Fühlungnahme mit den Kommunisten eingehen würde, hat Julius Leber vom ersten Augenblick an und zu jeder Zeit klar erkannt und voll gewertet. Er hat es mehrmals besonders betont und in seiner realistischen Art eingehend ausgemalt. Aber er hielt es bei Beachtung aller Umstände für nicht so groß, daß es nicht gewagt werden konnte.

Er war sich klar darüber, daß später einmal der Vorwurf erhoben werden könnte, man habe ein Bündnis mit dem Teufel geschlossen, um Beelzebub zu vertreiben. Abgesehen davon, daß man bei den Verbrechen Hitlers und seiner Helfer auch dazu bereit sein sollte, glaubte Julius Leber ganz überzeugt daran, daß zur damaligen Zeit und unter den damaligen Umständen die Kommunisten eben nicht in diesem Sinne „die Teufel“ waren; er sah wohl, daß ihnen die Hörner wachsen würden, und gerade ihren Gebrauch wollte er verhindern, um einer reibungslosen und möglichst schnellen Bildung neuer Rechtsnormen und -formen willen. Er glaubte, daß nur bei ständiger Fühlungnahme mit den Kommunisten eine zureichende Kenntnis darüber erworben werden könnte, in welchem Verhältnis die Kommunisten zur Zentrale in Moskau standen, welche eigenen Kräfte sie entwickelten, welchen eigenen politischen Willen sie hatten und welche Ziele sie verfolgten.

Leber hat seine Bemühungen, die Zustimmung der führenden Freunde zu einer Fühlungnahme mit den Kommunisten zu erhalten, immer wieder überdacht und korrigiert. Sie standen unter der ständigen Kontrolle eines sehr wachen und sorgfältigen Verantwortungsbewußtseins. Er war real genug, die Folgen sogleich und ausreichend genau einzukalkulieren. Aber es war sein politisches Konzept, daß das neue Deutschland ein Land der inneren und äußeren Gerechtigkeit werden müsse, sozial attraktiv, innenpolitisch stark und gefestigt, kulturell fortschrittlich bis zur entschiedenen Schul- und Bildungsreform und außenpolitisch ein Faktor der Ruhe, des Friedens, des Ausgleichs und der selbstbewußten Mäßigung. Es war aber auch — und dies wird nur zu oft übersehen — seine Gewißheit, daß die, die den Widerstand verantwortlich führten und die einmal, wie zu hoffen war, die Träger der Staatsgewalt sein würden, für die Erreichung dieses Zieles nicht genügend Voraussetzungen boten. Die größere und schwerere Aufgabe sah er unmittelbar auf sich selbst und seinen engeren Freundeskreis zukommen. Ihn und die sich ihm bietenden Chancen wollte er abdecken und sichern, um seines politischen Zieles willen: ein freies Vaterland der Gerechtigkeit.

Bernhard Letterhaus

Portrait eines Widerstandskämpfers

Der graue Morgen des 14. November 1944 schiebt sich langsam in unsere Zelle des Gefängnisses zu Berlin-Tegel. Dreißig Meter links befindet sich der Hinrichtungsschuppen. Der Blick aus unserem Zellenfenster gibt ein Stück des Weges frei, den die Opfer bis zu dem Schuppen zurücklegen müssen. Wir ahnen an diesem Morgen, daß, wie so oft, wieder „Hinrichtungstag“ ist. Von draußen hallen Schritte. Einer wagt es, auf die Holzleiste der unteren Pritsche zu steigen und hinauszuschauen. Das konnte durch den Spion an der Zellentür beobachtet werden und hatte Strafen im Gefolge. Er berichtet, das Kommando sei bereits unterwegs zum Schuppen. Wehmütig und zugleich stolz gedenken wir der Opfer. Plötzlich ist es, als ob eine Stimme mir anempfehle, hinauszuschauen. Unverzüglich springe ich auf den Holzrand der Pritsche. Was ich sehe, trifft mich wie ein Schlag. Drüben geht, begleitet von einem Priester, mein langjähriger Freund, Mitarbeiter und Mitkämpfer Bernhard Letterhaus seinen letzten Weg. Abgemagert, leidgequält und fahl, sein Blick ist starr auf den Schuppen gerichtet. Er ahnt nicht, daß zwei Augen ihn begleiten, ein Herz mit ihm fühlt, eine Hand ihn segnet. Kaum fünf Minuten später hören wir den Ruck des Fallbeils. Bernhard Letterhaus steht vor seinem Richter, der ihm und seinem lauterem Wollen Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. —

Letterhaus kam aus der Katholischen Arbeiter-Bewegung. In Barmen am 10. Juli 1894 geboren, zeigte er die typischen Eigenschaften der bergischen Menschen: charakterfest, treu und weltoffen. Von tiefgläubigen Eltern betreut, formte er sich in der Überzeugung, daß nur ganze Männer den hohen Anforderungen christlicher Lebensführung gewachsen sind. Nach Besuch der Volksschule arbeitete er in der Textilindustrie. Zwanzigjährig wurde er 1914 Soldat. Vier Jahre tat er seine Pflicht. Nach dem „Unternehmen Oesel“ überreichte ihm sein Kommandeur das EK I. Im Ersten Weltkrieg festigte sich in ihm der Vorsatz, der Arbeiterschaft seine Arbeitskraft zu widmen. Er war überzeugt, daß dieser sozialen Schicht große Entscheidungsmöglichkeit für das eigene Geschick und das des deutschen Volkes zufallen würde. Er hatte aber auch erkannt, daß dieser Schicht das notwendige Wissen und breitere Bildung fehlten, die unabdingbare Voraussetzungen für eine sach- und sinnerechte Mitarbeit an der Gestaltung des öffentlichen Lebens sind. — Hochbegabt und aufgeschlossen für alles Wertechte, insbesondere für die Wirklichkeiten des Lebens, schloß er sich dem Meister der Volkswirtschaft und des sozialen Rechts, dem genialen Arbeiterbildner Dr. Franz Röhr an, der seit Jahren in den Christlichen Gewerkschaften als Bildungsleiter tätig war. Dieser nüchterne Westfale schätzte an Letterhaus die Charakterfestigkeit, seinen Fleiß und seinen Sinn für die Realien des Lebens. Er wurde ihm Freund und Weggenosse in dem Streben, die christliche Arbeiterschaft zu berufstüch-

tigen und lebensstarken Menschen, die sich in den sozialen und politischen Auseinandersetzungen behaupteten, zu erziehen. Durch ihn lernte er auch den späteren Reichskanzler Dr. Heinrich Brüning näher kennen, der seine Fähigkeiten und seine politische Begabung schätzte, mit dem ihn später nicht nur die gemeinsame politische Aktion, sondern auch eine herzliche Freundschaft verband.

Vom Zentralverband der christlichen Textilarbeiter wechselte Letterhaus 1927 zur Katholischen Arbeiter-Bewegung, deren Zentrale 1929 nach Köln ins neu errichtete Kettelerhaus verlegt wurde. Hier war der aktive und auf Gestaltung von Gegenwart und Zukunft zielende Mann mit seiner tiefen, religiösen Veranlagung an der rechten Stelle. Als Verbandssekretär nahm er die Organisation und die bildnerisch-geistige Arbeit des Verbandes in seine Obhut. Er entwickelte sich zu einem Fachmann von hohem Rang in wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Fragen, der auch im Ausland anerkannt wurde. Der Statistiker Letterhaus hat nicht nur durch seine Publikationen Beachtung gefunden, innerhalb seiner politischen und bildnerischen Arbeitskreise hat er mehrmals durch seine Arbeiten neue Wege zur Aktion gewiesen (1932).

Abhold allen Säkularisierungstendenzen vertrat er vor den verschiedensten weltanschaulichen und politischen Gruppen der Arbeiterschaft die Auffassung, daß die Arbeiterschaft zu ihrem eigenen Schaden die Säkularisierung der Lebensbereiche zugelassen habe. Sie könne nur gewinnen, also sich eine breitere Anteilnahme an den Lebens- und Kulturgütern sichern, wenn sie fähig werde und gewillt bleibe, eine übermenschliche, eine göttliche Sittenordnung als verpflichtend anzuerkennen. — Insbesondere im rheinischen Provinziallandtag und seit 1928 im preußischen Landtag vertrat Letterhaus diese Ideen. Mit einer selten eindringlichen Rednergabe ausgestattet, begeisterte er seine Freunde, fesselte er politisch und weltanschaulich Andersdenkende. Fachleute anerkannten seine oft in Nachtstunden erarbeiteten und mit seinen Freunden diskutierten Ergebnisse und Darlegungen. Jeder spürte, hinter seinem Wort steht gelebtes Leben, für das Wort garantiert die ausgeformte Persönlichkeit.

Was Wunder, daß die Nationalsozialisten einen solchen Mann in den Blickpunkt nahmen! 1931 hatte er als Vizepräsident des Katholikentages von Münster den Versuch gemacht, sich dem kommenden Unheil noch einmal entgegenzuwerfen. Mit beschwörender Leidenschaft wußte er Männer und Frauen anzuspornen, Einsatzstellen ausfindig zu machen, um eine Katastrophe zu verhindern. Viele hat er auf den Plan gerufen, ihre Kräfte aber reichten weder im deutschen Katholizismus noch in den christlichen Kreisen aus, das Verhängnis aufzuhalten. Nach 1933, an dessen Januar er nur mit Schaudern und physischem Ekel zurückdenken konnte, übernahm Letterhaus mit seinen Freunden die schwere Aufgabe, wenigstens in den katholischen Arbeitervereinen ein letztes, organisiertes Bollwerk gegen die antichristliche Flut und volksverderbende Arbeit der Nationalsozialisten zu erhalten. Es ist erstaunlich, wie weitgestreut es ihm gelang, einigermaßen gesicherte Sappen auszubauen und aktionsfähig zu erhalten! Bei dieser Arbeit wurden er und sein Freund Nikolaus Gross, der ebenfalls sein Leben opfern mußte, von evan-

gelischen Kreisen, u. a. auch vom Herausgeber der Deutschen Rundschau, tatkräftig und mutig unterstützt. Gewiß reichte das alles nicht aus, das Regime zu stürzen, aber diese verstreuten Widerstandsnester unter der Arbeiterschaft haben viel dazu beigetragen, diese Schicht gegen Propaganda, Versprechungen und Drohungen zu immunisieren und in Takt zu halten. Als Letterhaus 1939 wieder eingezogen wurde, hatte er das Bewußtsein, daß nicht alle Volksgruppen „dem Spuk“ erlegen waren. „Wenn nur die Arbeiterschaft am Denken bleibt“, war seine oft geäußerte Sorge.

Der Briefwechsel, den Letterhaus von den Kriegsschauplätzen mit seinen Freunden führte, zeugt davon, wie nüchtern er die Lage beurteilte, aber er offenbarte auch die tiefe Sorge, die er um Deutschland hatte. „Der Krieg ist verloren, 26 Millionen Tonnen Stahl gegen 7 — 9, das geht nicht auf“ (Dez. 1939). „Natürlich wird Amerika in den Krieg gegen uns eintreten, es weiß um seine abendländische Herkunft und seine europäische Sendung“ (Februar 1940). „Der Diabolie des Nationalsozialismus wird es nicht gelingen, die Amerikaner zu düpierten, weil sie — trotz vielem — naturverbundene Realisten geblieben sind“ (Juni 1941). — Nach vielen Bemühungen seiner Freunde, insbesondere von Dr. Alphons Nobel und Dr. G. Bergemann, gelang es 1942, Letterhaus in die Presseabteilung des O. K. H. versetzen zu lassen. Durch diese Stelle wurde es ihm möglich, mit den Presse- und Radiomeldungen der ganzen Welt in Verbindung zu bleiben. Hier festigte sich seine Überzeugung, daß nur der Sturz der Machthaber, nicht nur Hitlers, Deutschland vor der Vernichtung und das Volk vor völliger Verelendung bewahren könne. Die Weite der Weltstadt Berlin ließ in trotz des engmaschigen Netzes der Gestapo mit verschiedensten Widerstandsgruppen Fühlung nehmen: Dr. Gerdeler, Graf v. Moltke, Dr. Rudolf Pechel, Kardinal Preysing und Jakob Kaiser. Mit Einzelpersönlichkeiten wie Jos. Wirmer, Professor Peters und seinen Freunden aus der Katholischen Arbeiter-Bewegung hielt er engste Fühlung. Seine überlegene Haltung und klare Beurteilung der Lage imponierte stets, gab den anderen Zuversicht und stärkte ihren Mut. Verschwiegen, aber immer wegweisend, wußte er auch denen den Rücken zu stärken, die er nicht voll und ganz einweihen durfte. Genau acht Tage vor dem Versuch, Hitler zu beseitigen, weihte er einen seiner Freunde in das Geplante ein. Fest davon überzeugt, daß dem Vorhaben Erfolg beschieden sein würde, besprach er dann die weiteren Wege, die zum erstrebten Ziele führen sollten: Einhalt mit der Zerstörung Deutschlands und Hilfe für das hungernde Volk, eine dem Ausland gegenüber vertrauenswürdige Regierung und Maßnahmen, die die Not steuern könnten. — Die Höhe seines und seiner Freunde Einsatz war ihm bewußt. Aber hart gegen sich selbst war er zu allem bereit.

Nach dem Mißlingen des Versuches, Hitler zu beseitigen, bangten die wenigen Eingeweihten um Bernhard Letterhaus. Am 22. Juli wurde er verhaftet. Das Ansinnen, unterzutauchen, lehnte er mit Rücksicht auf seine Familie ab. Endlich hatte die Gestapo den Mann, auf den sie bereits mehrmals vor seiner Einberufung aufmerksam geworden war. Sein Dossier war nicht nur von den Akten des 20. Juli gefüllt! Klug und geschickt wußte Letterhaus zu parieren. Dann kam ein Spitzel, der ihn aus der Teilnahme an einer Besprechung in einem Widerstandskreise identifizierte. Am 13. November wurde das Urteil gefällt und am 14. bereits vollstreckt.

Mit Bernhard Letterhaus wurde der deutschen, insbesondere der katholischen Arbeiterschaft, dem deutschen Volke, der Kirche und dem Christentum ein Mann gemordet, der nach dem Wort Heinrich Brünnings der größte Verlust im Bereich der politischen Begabungen war. Er war einer der Wenigen, die klarsichtig die Weltanschauung des Nationalsozialismus als Wegbereitung zum Bolschewismus erkannt hatten und aus dieser Erkenntnis handelten. Als Dr. Pechel seinen berühmt gewordenen „Sibirien-Artikel“ veröffentlichte, war Letterhaus einer der ersten, der seinem Freunde schrieb: „Sibirien — Deutschland ist eine Mahnung an uns zur Tat“.

Die Erinnerung an diesen ausgezeichneten Mann des christlichen Widerstandes muß uns allen, die wir Verpflichtung um Deutschland und sein Volk haben, mehr sein, als ein Rückblättern in der Geschichte dieser bis heute noch nicht recht und richtig gewerteten Bewegung. Sie muß uns aus der Sicht unserer Tage im Inneren anrufen alles zu tun, eine in Wesen und Wirkung soziale Ordnung der Lebensbereiche unseres Volkes heraufzuführen, für die sich der Einsatz gegen die diabolischen und zerstörenden Mächte lohnt.

IM SCHNEE GESPROCHEN

Der Wald sagt das Weiße
Wie ein Kind vor sich her.

Die silberne Schleuse
Des Mondes ist leer.

Es richten die Raben
Den Tag zugrund —

Die Schwarzhörner haben
Vom Tode Kund'.

Ernst Günther Bleisch

Abschied vom bisherigen Geschichtsunterricht?

Abschied von der bisherigen Geschichte! Im „schrecklichen Krachen“ der „dies irae“ hatte ihn Alfred Weber gefordert. 1946 erschien sein Buch, umriß Ursprung und Katastrophe des europäischen Nihilismus und bekannte sich zur menschlichen Bindung an das Transzendente. Für die Bildung künftiger politischer Eliten forderte es „den weitest möglichen Geschichts- und Gegenwartshorizont.“ Doch der politische Mensch sollte „vor allem wissend“ sein, „daß des Lebens höchster Wert der Mensch ist, und daß solche Entfaltung tiefer gefaßt . . . nur geschehen kann aus der Erfassung eines Transzendentalhintergrundes des menschlichen und des allgemein lebendigen Daseins . . .“ (S. 243).

Die Besinnung auf das transzendent fundierte Wesen des Menschen war vor zehn Jahren kein einsames Anliegen. Sie war Grundlage eines wahrhaften „Metanoiete“, ja einer echten Revolution im Geistigen. Welch ein Auftrag erwuchs daraus dem Geschichtsunterricht: eine Bildung mit vermitteln zu helfen, die lehren sollte, „in Verbundenheit zu leben aus transzendent fundierter, aber — was in Deutschland noch nie geschehen ist — von daher ins Praktische und Politische fortgeführter Freiheit“ (S. 235)!

Transzendent Fundiertes ins Praktische zu bannen, stieß von je auf den bekannten Gegensatz von Idee und Erscheinung. In unserem Fall aber — Schicksal einer jeden Revolution — zeigte sich dazu bald eine Gegenwirkung des konservativen Elements, sozusagen ein Gegensatz von Idee und Verneinung. Also wäre gleichsam doppelte Ursache, bei einem Rundblick auf unsere politisch-historische Schulerziehung in faustische Resignation auszubrechen:

. . . und ziehe schon an die zehen Jahr
herauf, herab und quer und krumm . . .

Zum Glück fände Mephisto nicht mehr Gelegenheit, die Schülerszene rollengemäß zu wiederholen. Eine Marburger Umfrage ergab 1956, das beliebteste Fach an höheren Schulen sei — Mathematik, das unbeliebteste — Musik oder politischer Unterricht. Dieses Bekenntnis aus einigen tausend hessischen Schulbänken zum Logisch-Formalen stimmt zuversichtlich. Auf der anderen Seite ist die Paarung von Musik und politischem Unterricht gar nicht so widersinnig, wie es scheinen könnte. Sie gilt unserem Staatswesen so wenig, wie dem Reich der Töne. Sie gilt dem auswendig gelernten Quintenzirkel oder den knisternden Hüllen einer Rechtsstaatsidee, die in Schülerohren noch kein anderes Echo erwecken kann, als die Erinnerung an raschelndes Papier. Dem logisch-formalen Gerüst technischen Fortschritts setzten also ein paar Dutzend hessischer Schulklassen einen Komplex von Formeln gegenüber, dessen Sinnhaftigkeit ihnen einstweilen verborgen blieb, der ihnen also unnütz zu sein scheint.

Aus diesem Orakel mag die Musikpädagogik ihre Schlüsse ziehen. Das

Lehrfach Geschichte für seinen Teil, obwohl von den Schülern in der Mitte der Rangfolge plazierte, muß sich jedenfalls von diesem Scherbengericht mitbetroffen fühlen. Denn „die eigentliche Aufgabe des Geschichtsunterrichtes besteht . . . in der politisch-geschichtlichen Erziehung des jungen Menschen“ (H. Herzfeld, *Geschichtliches Unterrichtswerk f. d. Oberstufe h. Schulen*, Bd. 4, Offenburg 1951, Vw.).

Einen solchen Erziehungsbeitrag fordern sogar die Schüler selbst. Um von Einzelfällen abzusehen: Die Vertreter der Schülerpresse wünschten auf einer Bundestagung im Juni 1956 verstärkten Gegenwartsunterricht, verbesserte Lehrerbildung auf dem Gebiet der politischen Erziehung und schließlich auch kontrollierende Mitarbeit der Öffentlichkeit am politischen Unterricht (Vgl. *Graue Blätter, Ansichten der jungen Generation*, 1956/2). Und der Lehrer? Unbillig, angesichts solcher Anklagen seine Schwierigkeiten zu ignorieren, vor allem seine unglückselige, an Normen des Verwaltungsdienstes ausgerichtete Arbeitsüberlastung, die ihn oftmals an notwendiger geistiger Umweltorientierung hindert. Wieviel er dennoch tatsächlich bewirkt, um das vielerseits inhaltsentleerte Erziehungsprogramm in Einzelheiten zu korrigieren und gegenwartstauglich zu machen, läßt sich naturgemäß nicht in genereller Weise belegen.

Allerdings haben sich mitunter auch Geschichtslehrer mit ihrem Unterricht vor dem einstigen allzu pragmatischen Engagement in eine betonte Zurückhaltung vor der Gegenwartsgeschichte geflüchtet. Und ebenso finden andere — womöglich noch an Hand von Unterrichtswerken — zu nationalistischen Selbstrechtfertigungen (vgl. Adolf Grote, *Die beschönigte Katastrophe*, DR 1956/2). Neuerdings haben sich derartige Mißdeutungen der historischen Sachverhalte sogar in Nachschlagewerke eingeschlichen, an denen der Lehrer sich eigentlich orientieren sollte (vgl. zum Sachwörterbuch der deutschen Geschichte DR 1956/12). Aber: sind solche Erscheinungen nicht vordergründig, solange überhaupt noch die nationale Geschichte Basis des historischen Umweltverständnisses bleibt? „Ein vollkommen neues politisches System bedarf eines ebenso neuen Geschichtsunterrichts“, forderte 1950 der französische Professor Henry Brunschwig (*Internationales Jahrbuch für den Geschichtsunterricht*, Braunschweig 1951, S. 32) „der Bürger Europas entsteht nicht, wenn in den Schulen nur Geschichte der eigenen Nation gelehrt wird“. „Wie hat der Geschichtsunterricht“, fragt ein deutscher Betrachter, „der 1900 mit einem eurozentrischen Geschichtsbild die Basis zum Verständnis einer restlos europäisierten und europa-bezogenen Staatenwelt legte, in Stoffauswahl, Methode, Deutung und Wertung auf die inzwischen stattgefundene Umwälzung des weltpolitischen Kräftefeldes reagiert? — die Antwort, gerade heraus: Es hat sich noch nicht allzuviel geändert“ (*Internationales Jahrbuch f. d. Geschichtsunterricht*, 1954, S. 43).

Es ist also mit der Korrektur von Einzelheiten nicht getan. Es geht um das System unseres (und nicht einmal allein des deutschen) Geschichtsunterrichts. Es gab auch in der zielbewußten Pädagogik des Dritten Reiches zwar krasse Wertumdeutungen, aber keine fundamentale Veränderung des Lehr-Systems. Dieses System ist älter, deshalb zwar viel ehrwürdiger, doch —

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage,
weh dir, daß du ein Enkel bist . . .

An unseren höheren Schulen wird der Geschichtsablauf nach den üblichen Epochen von Altertum, Mittelalter und Neuzeit untergeteilt, und zweimal von „Anfang“ bis „Ende“ dargeboten. Beim „zweiten Durchgang“, nach drei bis vier Jahren Zwischenraum, ist es jedoch kaum möglich, gemäß den Intentionen des Lehrplans den „Stoff wiederholend zu vertiefen“. Kein Schüler weiß mehr recht, was er vor einigen Jahren lernte. Dabei provoziert die Aufeinanderfolge der Ereignisse geradezu eine lückenlose Darbietung. Doch der Zeitmangel bei zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden zwingt dazu, die erdrückende Fülle des Geschehenen auf die lineare Betrachtung der „politischen“ Geschichte, und die Breite des Universalen auf einen Kompromiß von klassischer Mittelmeerwelt und ihrer Tradition im eigenen nationalen Raum zu reduzieren: Übrig bleibt also ein dürres Gerippe von hartnäckiger Kontinuität, das Nächste und das Fernste, Heimatlandschaft und Welt, gleichermaßen vernachlässigend, und dabei doch der Vielfalt der historischen Triebkräfte kaum Anmerkungen einräumend. Das ist im Grunde eine Betrachtung, die am besten den politischen Bedürfnissen eines monarchisch regierten, deshalb im Traditionsbewußtsein dynastischer Persönlichkeitsgeschichte zentrierten und hierarchisch gesicherten Staatsgebildes genügt. Unser Geschichtsunterricht trägt also noch am Erbe einer hundert Jahre alten Geschichtsauffassung.

Und der Schüler? Er ist dieser Stoffbehandlung nur scheinbar gewachsen. Anfänglich (im 12., 13. Lebensjahr), entsteht in seiner Vorstellung ein Nebeneinander konkreter Bilder, ohne daß ihm dabei zeitliche Abstände, daß ihm Wesensbegriffe des Geschichtlichen, wie „Entwicklung“, „Vergehen“, „Bestehen“, daran einsichtig werden könnten. Noch fehlt ihm naturgemäß der Sinn für die Tiefe zeitlichen Raumes, er kann bestenfalls die großen Namen in einer Abfolge staffeln. Deren Geschichtsmächtigkeit bleibt ihm auch später noch am ehesten greifbar. So findet zwar eine aus der Stofffülle abstrahierte Kausalkette ad usum delphini in seinem Begriffsbereich ganz gut Eingang. Aber es ist leicht möglich, daß sie ihm einen vordergründigen Begriff politischer Macht vermittelt, der in unechtem Dualismus mit dem „Geist“ kontrastiert.

In einer solchen Darstellung erfährt aber die erwachende geistige Persönlichkeit in den letzten Schuljahren so gar keine Befriedigung mehr: sie spürt, daß sich, quasi hinter dem Rücken der geschilderten Führergestalten, die Fülle, die Wertung, das tatsächliche Zusammenspiel der Ereignisse verborgen hält. Und gerade dieses Zusammenspiel kann der Schüler einer Oberklasse auf vielerlei Gebieten des gegenwärtigen Lebens aufspüren, deren Entwicklung er im Unterricht vernachlässigt, aber in der politischen Gegenwart einer „Herrschaft der Verbände“ (v. Eschenburg) oder einer „funktionalen Demokratie“ (Dirks) anscheinend gipfeln sieht. Er spürt, daß er für die Frage nach dem Sinn der Geschichte nur sehr ungenügend ausgerüstet wird, noch ehe er eingesehen hat, welche Dynamik er mit gerade dieser Frage in seinem Nachdenken auslösen könnte. Er ist in Gefahr, diese Triebkraft seiner Persönlichkeitsbildung mit Scheinantworten zu hemmen.

Es wäre eine arge Einseitigkeit, eine neue Grundlage des Unterrichts nur an erzieherischen oder politischen Erfordernissen zu messen. Auch das Anliegen der wissenschaftlichen Forschung hat sich gewandelt, und noch mehr:

jene Disziplin, die durch ihre Fragestellung schon immer zur Erkenntnis des Menschlichen beitrug, ist gerade in unserer Zeit in seltener Weise imstande, aus ihren Antworten ein Welt- und Menschenbild neu zu formen. Damit sind wir freilich bei dem vielzitierten Problem,

— was man den Geist der Zeiten heißt . . .

Das Dilemma der Objektivität wird offenbar, wenn wir deutsche Schulbücher aus den letzten Jahrzehnten der Reihe nach zu einem bestimmten Ereignis befragen. Und wer die Varianten in den Formulierungen im Lauf der Jahre für den reinen wissenschaftlichen Fortschritt hält, wird durch einen Vergleich innerhalb eines europäischen Sortiments bald belehrt sein. Da „unterwinden“ sich, trotz Rankes Protest, nicht wenige Äußerungen, „die Vergangenheit zu richten“, und die Gegenwart nicht nur „zu belehren“, sondern sogar zu rechtfertigen — aber eben nur dieser Gegenwart zuliebe.

Der Ausmerzung solcher, manchmal sogar unbewußter Fehlritte gelten zahlreiche internationale Übereinkünfte und wechselseitige Lehrbuchrezensionen, die in dem schon erwähnten Internationalen Jahrbuch für den Geschichtsunterricht ein sehr anerkennenswertes Forum gefunden haben.

Aber das Dilemma der Objektivität wurzelt gar nicht in derart uns heute recht durchsichtigen Differenzen. Es erwächst, hier freilich der Forschung gegenwärtiger als der Unterrichtspraxis, aus dem komplizierten Entwicklungsgang der historischen Urteile überhaupt. Es bleibt nun einmal nichts anderes, als statische Geschichtsbilder in den Bereich des Legendären zu verweisen. Unter diesen Umständen türmt sich aber auf die Propagation eines festen Geschichtsbildes in jedem Fall eine ganz erstaunliche Belastung, die nur zu mildern wäre, wenn der Unterricht zugleich in die funktionale Beweglichkeit der Elemente einführte, aus denen dieses Geschichtsbild erwächst: „Man findet“, sagt der englische Historiker Butterfield, „in den meisten historischen Schriften einen Schein von Bestimmtheit und Endgültigkeit, der auf einer optischen Täuschung beruht. Wenn die historische Bildung unter die groben Finger von solchen Pädagogen gerät, die eine festgefügte Geschichte in starrem Rahmen lehren und noch verlangen, daß sie auswendig gelernt wird, dann werden neue Abgründe der Phantasielosigkeit erreicht, die ohne den Geschichtsunterricht nicht denkbar wären . . .“ (Christentum und Geschichte, deutsch Stuttgart 1952, S. 23).

Butterfields Vorwurf scheint die Fachdidaktik noch nicht sehr zu bedrücken. Dort findet man z. B. wohl den Versuch, sich von materialer Vollständigkeit des Geschichtsunterrichts abzuwenden, weil sie „unwesentlich und überflüssig, um nicht zu sagen schädlich“ sei (O. Wilmans, Der Geschichtsunterricht, Stuttgart, 1947, S. 214), aber es bleibt doch bei der Forderung eines historischen Gesamtbildes für die „funktionale Erziehungsaufgabe des Geschichtsunterrichtes“ (S. 213), in dem „Tatsachen und Zusammenhänge“ in einem „wesentlich irrationalen Schaffen“ (S. 51) zu integrieren seien.

Diese Verzichtserklärung an die ratio führt wieder zu dem bewußten Dilemma. Selbst eine Betrachtung Otto Vosslers kann es nicht beheben (in: Die Welt als Geschichte, Stuttgart 1950/2). Er bemüht sich, die Kontradiktionen nationalistischer Aspekte in tiefergreifender Betrachtung durch das

Verständnis des historischen Entwicklungsganges aufzulösen. Er bleibt nur konsequent, wenn er die Auffassung einer „absoluten Wahrheit, einer ewigen, fertigen, unveränderlichen Wahrheit über und außerhalb der Geschichte“ ablehnt, aber er kann naturgemäß nicht beweisen, warum dann das „konkrete, historische Denken . . . aus der trostlosen Alternative von unwirklicher Objektivität und haltlosem Relativismus“ tatsächlich „den Ausweg“ weise (S. 80).

Der Ausweg erscheint wohl anderswo. Anstelle von „konkretem historischem Denken“, das auf die Wahrheitsfindung, ja auf die Existenz einer Wahrheit über aller Geschichte verzichtet, hat die Selbstentwicklung und Selbstkritik von Geschichte und Geschichtsphilosophie die *Gesetzmäßigkeit* im wissenschaftlichen Ringen um eben diese Wahrheit erkannt und die „historische Wissenssoziologie“ (Dempf) entwickelt.

Die historische Wissenschaft ist nun nicht mehr nur der hochspezialisierte Materiallieferant für die Allgemeinbildung (der unabänderlich mit der Problematik objektiver Sachurteile ringen muß), sondern sie hat vor unseren, vor den Augen der letzten beiden Generationen in ihrem Anliegen grundlegende Veränderungen, ja Schicksal erlitten. Rankes Fragestellung, „wie es eigentlich gewesen“, — noch heute zu Recht lebendig im kritischen Griff nach „Wahrheit oder Rekonstruktion, die ihr am nächsten steht“ (O. I. Hale) —, fand bereits vor Jahrzehnten eine integrierende Akzentsetzung in Diltheys Definition der Geschichte als „nicht systematische, aber beschreibende Anthropologie“ — und fand später eine kulturmorphologische Relativierung in Huizingas Kennzeichnung von Geschichte als „geistiger Form, in der sich eine Kultur über ihre Vergangenheit Rechenschaft gibt.“

Aber gerade kulturmorphologische Vergleiche (seit Lamprecht) führten zum Bewußtsein der „Krise des Historismus“ (Troeltsch) und zu ihrer „Überwindung“ durch die Entdeckung soziologischer Wesensgesetzmäßigkeiten (seit Max Weber). Die Geschichte hatte also im Rahmen ihrer eigenen Disziplin durch Selbstprüfung zu einer neuen Richtung gefunden. Damit hat sie die Früchte der kritischen Erkenntnissicherung und der universalen Breite aus der Arbeit des 19. Jahrhunderts geerntet. Der „rückwärtsgewandte Prophet“, dessen Glaubwürdigkeit, kaum behauptet, in relativierende Spektren zerbrochen wurde, hat als vergleichender Wissenssoziologe wieder festen Boden unter sich. Geschichte ist währenddem freilich auch Teil einer systematischen, empirischen Anthropologie geworden. Ein neues Arbeitsfeld dehnt sich vor ihr. Zugleich ist der historistische Nihilismus überwunden — man konnte deshalb mit A. Weber tatsächlich den „Abschied von der bisherigen Geschichte“ feiern.

Doch dieser Abschied scheint für den Pädagogen schwer greifbar. Wenn er sein Verständnis nicht überhaupt gegen Sinn und Ergebnis der soziologischen Forschung verschließt — „trotz aller Soziologien“, lesen wir in einer pädagogischen Fachzeitschrift vom November 1956 — „die das bedeutende Individuum gern zur bloßen Funktion der Gesellschaft degradieren wollen, bleibt die alte und gesunde Auffassung richtig, daß Männer Geschichte machen“ — dann lassen ihn doch Lehrplan und Lehrbuch, ungeachtet rühmlicher Ausnahmen, so ziemlich allein.

So wie die Dinge liegen, genügen also unsere offiziellen Richtlinien und Lehrbücher weder erzieherischen, noch politischen Aufgaben. Sie berücksich-

tigen nicht die Umwälzungen im geistigen Gefüge, welche die wissenschaftliche Disziplin selbst hervorbrachte. Sie kommen nicht einmal didaktischen oder entwicklungspsychologischen Erfordernissen sonderlich entgegen.

Diese Feststellungen mögen, trotz des Versuches zu ihrer Demonstration, hinreichend mißverständlich sein, und durchaus unvollständig. Deshalb mag eine prinzipielle Skizze auch mehr exempli gratia auftreten als mit der Unbescheidenheit einer Grundlegung.

... Ich weiß schon, was dahinter steckt —
Und was denn weiter? — Ein Projekt!

Anstelle der zweimaligen Darbietung des weltgeschichtlichen Ablaufs an den höheren Schulen sollte ein doppelter Arbeitsgang treten, jeweils etwa vier Schuljahre umfassend. Zunächst müßte der *Entwicklungsbegriff* am Menschen als Erfinder, Ordner und Gestalter, an der Welt als bedingendem, verändertem und überwundenem „Gegenstand“ menschlichen Geschicks dargestellt werden.

Man wird sich daran halten, daß Zehnjährige bei noch starker Verhaftung an die konkrete Anschauung mit großem Eifer und erwachendem Sinn für Abstraktionen den Ursprung und Wandel der wichtigsten Werkzeuge, Geräte, Waffen und Vorrichtungen, von Haus, Wagen, Schmuck und Kleidung verfolgen. Man wird ihnen auf späterer Altersstufe die Entwicklungsdynamik von differenzierteren Errungenschaften zeigen, des Pferdes, der Straße, des Schiffes, und dann der Schrift und des Geldes, um sie schließlich Lebenshaltung und Berufsdifferenzierung, Ordnung und Gesetz historisch begreifen zu lassen.

Immer wieder führen diese Entwicklungslinien mit Parallelen aus verschiedenen Kulturkreisen bis zur Gegenwart. Ein neuer Ansatz in der Vorgeschichte zeigt nun aber, wie der Mensch seine Umwelt zum Raum erweiterte, Kulturkreise zeichnen sich ab, Lebenshaltungen werden erklärbar, jahrtausendealte Sonderungsgrenzen und Kommunikationswege sind zu erkennen. Zuletzt treten die Geschichtsmächte unmittelbar auf, sowohl in der biologischen Verbindung, als auch in der sachgebundenen Überlagerung derselben, und Kirche, Wissenschaft, Staat und Wirtschaft erscheinen als integrierte Körper über und neben Volk, Stamm, Großfamilie und Familie — alle in ihrer Eigenart im Laufe geschichtlicher Bedingungen. Nun ist auch eine Vorstellung von der komplexen Korrelativität wirklichen politischen Geschehens möglich, nun auch ein Maßstab zum Verständnis der großen historischen Persönlichkeiten greifbar.

Der zweite Arbeitsgang gilt der Anwendung des im ersten gewonnenen historischen Denkvermögens. Die Kenntnis der Weltkulturen vermittelt dabei den *Rahmen des Zeitablaufs und seiner Parallelerscheinungen*, innerhalb der Kulturkreise erscheinen *Traditionslinien als geschichtsbedingende Mächte*.

Dazu ist natürlich eine angemessene Unterteilung des Gesamtablaufs nötig, etwa: einen ersten Abschnitt bildete der Entwicklungsgang in den einzelnen Geschichtsräumen von den erkennbaren Anfängen bis zur „Achszeit der Weltgeschichte“ (Jaspers) zwischen 800 v. d. Ztr. und Christus; danach sollte die Konsolidierung unseres eigenen Kulturbereiches aus dem spätantiken Im-

perium über den Beginn konstruktiver geistiger Eigenart des Abendlandes im Hochmittelalter bis zur Auseinandersetzung des mittelalterlichen Universalismus mit der naturwissenschaftlichen Autarkie im Barockzeitalter verfolgt werden. Das deutsche Siedlungsgebiet sollte dabei nicht, wie bisher, schlechthin im Mittelpunkt stehen, sondern, wie auch die engere Heimatlandschaft, mehr beispielshalber herangezogen werden. Der Zeitraum nach dem Barock bis zum Ersten Weltkrieg bildete den vorletzten Abschnitt unserer Skizze. Er soll Höhepunkt, Krise und Fall der politischen und kulturellen Welt-herrschaft Europas verständlich machen. Den letzten Abschnitt bildete schließlich, was an höheren Schulen nicht selten überhaupt nicht mehr behandelt wird: der Versuch einer geistigen Erneuerung zwischen den Kriegen, sein Scheitern am Irrationalismus und dessen diktatorischer politischer Ausdrucksform, Anliegen, Erfolge und Irrtümer der bolschewistischen Welt-revolution und schließlich die Grundlegung unseres Staatswesens aus dem Erbe des deutschen Widerstandes mitten in der nationalen Katastrophe und die Schwerpunktsverlagerung der weltpolitischen Kräfte aus Europa.

Das letzte Schuljahr ist also einer nur 40jährigen Zeitspanne gewidmet, deren Betrachtung aber eben deshalb weitgehend zum politischen Unterricht werden wird: politisch freilich nicht im parteilichen, sondern im Sinne einer historischen Deduktion der Gegenwart.

Ein jedes Unterrichtsfach soll eher Orientierungsmöglichkeiten vermitteln als materiale Kenntnisse. — Geschichtsunterricht wird dann genau den Forderungen Alfred Webers entsprechen, wenn er aus der Einsicht in die Gesetzlichkeiten der Entwicklung, in die Bedingungen des Raumes und der geschichtsmächtigen Traditionen den Begriff transzendent fundierten wesens-gleichen Menschentums mit historischer Anschauung füllt.

Aber hier mag noch eine Anmerkung an einen oft übersehenen Faktor in der Richtung historischer Entwicklungen erinnern: nämlich an das Vergessen! Erst mit diesem Hintergrund gewinnt das Drama uralter Auseinandersetzung des Menschen mit der Erde und mit seinesgleichen die tragische Kulisse. Und von daher vermag die Anschauung der Geschichte oft ganz unmittelbar Emotionales zu treffen. Wenn ein Lehrer diese Erlebnisschicht anspricht, dann sollte er es nicht mit dem Pathos des rückwärtsgewandten Propheten, sondern er sollte an das Unvergängliche rühren — als ein Philosoph der Vergänglichkeit.

Zwischen Freiheit und Terror

Das Thema der europäischen Fliegerdichtung

Als im Jahr 1903 die Brüder Wright sich in Amerika mit Hilfe eines Motors zum ersten Mal in die Luft erhoben, waren jahrtausendealte Träume, Mythen und Sehnsüchte der Menschheit erfüllt. Fliegen hieß frei sein, hieß sich ins Grenzenlose erheben, hieß die Grenzen überspringen. Das Fliegen versprach 1903 eines der schönsten und interessantesten Abenteuer der Menschheit zu werden. Ein neues Zeitalter brach an, das ikarische Zeitalter, eine Epoche der herrlichsten Freiheit. Wer heute das Wort Luftfahrt ausspricht, denkt an Mord und Zerstörung. Das ikarische Zeitalter wurde zum Zeitalter der Atombombe, der Angst und des Terrors. Die Luft ist nicht mehr ein Reich der Freude und Freiheit, sie ist zum Raum geworden, aus dem die totale Vernichtung droht. Fliegen als Freiheitserlebnis oder als Werkzeug der Zerstörung, das ist das Thema der Fliegerdichtung. In ihr verdichtet sich das Thema, das tragische Thema der Zeit: der Mensch zwischen Hoffnung und Angst, zwischen Freiheit und Terror, zwischen Humanität und Bestialität. Die meisten Fliegerbücher sind Kriegsbücher. Hier zeigt sich der Konflikt noch einmal verschärft. Die Jäger sind die Vertreter des echten, ritterlichen Fliegergeistes, die Bomber dienen dem Mord und dem Terror.

Die erste Epoche der Luftfahrt, etwa 1903 — 1918, ist die Pionierzeit. Der Aufbruch in die Lüfte war aufs engste verknüpft mit dem allgemeinen Aufbruch des 20. Jahrhunderts. In jenem Jahrzehnt wurde ja auf allen Gebieten das geboren, was wir modern nennen. Es war das Jahrzehnt der Jugendbewegung, des Expressionismus, der ersten Filme und der Anfänge der modernen Kunst. Der Jazz und die modernen Gesellschaftstänze traten auf. Die jungen Flieger gehören hinein in diese Epoche des Aufbruchs und Umbruchs. Sie stürmten den Himmel so wie die anderen das neue Zeitalter. Freiheit war ihrer aller Losungswort. Die jungen Flieger schrieben noch nicht; sie hatten — rein technisch interessiert, wie sie waren — keine Ahnung von dem, was sich im Reich des Geistes um sie ereignete. Aber ihr Lebensgefühl war das gleiche wie das ihrer Altersgenossen, die malten und schrieben. Die Pionierzeit der Fliegerei ist innerlich gleichzeitig mit dem Expressionismus. Das zeigt auch das einzige bedeutende dichterische Werk aus jener Epoche: Fliegerschule 4 von Richard Euringer. Die Sprache dieses Buches ist hart, dynamisch, expressionistisch, hingehauen, hinausgeworfen. Man spürt noch das Pioniermäßige, man erlebt den Aufbruch, den Kampf mit den Tücken der Luft und der Technik.

Als Euringer sein Buch 1929 schrieb, war die rauhe Pionierzeit schon vorbei. Die Zwanziger Jahre wurden zum klassischen, halkyonischen Zeitalter der Luftfahrt, zu den strahlenden und glücklichen Jahren der Fliegerei. Auch diese Epoche ist längst untergegangen. Aber sie hat heute noch den Rang

einer mythischen Epoche in der Geschichte der Fliegerei. Die Technik bot nun genügend Sicherheit. Der Flieger, der Meere und Kontinente überflog, wurde zum Helden der *gay twenties*, der heiteren zwanziger Jahre. Die Asse des Krieges wurden zu den Stars der Epoche. Udet und Lindbergh, beides heitere, frohe Menschen, wurden zu Helden der Zeit. Das Fliegen war reines Glück, kühnes Abenteuer, herrliche Freiheit. In den Fliegern erlebte das Zeitalter seine eigene Sehnsucht. Kürzlich erst hat Gronau diese Jahre wieder beschworen (Weltflieger, 1955), Lindbergh beschrieb seinen Flug in einem Buch von dichterischem Rang, und St. Exupéry, der eigentliche Fliegerdichter der Zeit, begann mit seinem Werk, einem Werk, das allerdings aus dieser strahlenden und mythischen Epoche der Luftfahrt hinübereragt in die Jahre des Dunkels.

St. Exupéry-Terre des Hommes heißt das berühmteste Buch dieses pilote-écrivain. Paradox? Für St. Exupéry war das Fliegen Erhöhung und Befreiung des Menschen, der Steuerknüppel ein Steuerknüppel der Humanität. Das Flugzeug, das großartigste Erzeugnis der Technik, stellte den Menschen dem All gegenüber, befreite ihn aus allen kleinlichen Bindungen und führte ihn zu sich selbst, in die eigene Tiefe und Höhe. Das Flugzeug war ein Werkzeug der Freiheit und der Menschwerdung.

Zur gleichen Zeit wie Exupéry seine ersten Bücher, schrieb der faschistische General Douhet sein damals aufsehenerregendes Buch über den totalen Bomberkrieg. Und zur gleichen Zeit diente ein Mann, der einst Lawrence of Arabia hieß, in der RAF als Soldat Ross. Douhet schilderte als erster die kriegsentscheidende Rolle der Bomber, Lawrence trat in die Luftwaffe ein, weil er seiner eigenen Freiheit und Persönlichkeit entfliehen wollte, weil er in der Fliegerei den Gipfel der Technisierung und Mechanisierung des Menschen erkannte. Bei Lawrence — sein Erinnerungsbuch *the Mint* ist ja erst erschienen — und bei Douhet kündigt sich die dritte, die schreckliche Epoche der Luftfahrt an. Die sonnigen Tage von 1925 versanken. Die Diktaturen begriffen die Schreckensseiten der Luftfahrt. Udet und Exupéry fielen beide als Opfer der neuen Epoche. Udet, der typische Vertreter der klassischen und mythischen Epoche der Luftfahrt, wurde zerrieben von den Vertretern der neuen Ära, den Göring und Milch. Der *sunny boy* Udet gehörte einer vergangenen Epoche an, als er sich erschoss. Ab 1940 war es ganz klar, daß Fliegen nicht mehr hieß: Aufbruch in die Freiheit, sondern Terror, Mechanisierung, Robotertum. Der Engländer Réx Warner hat 1941 diese Züge zum ersten Mal in seinem Roman *The aerodrome* geschildert. Auf den Fliegerhorsten wird eine neue Rasse von mechanisierten Maschinenmenschen gezüchtet, eine Rasse ähnlich dem Typ von Jüngers Arbeiter. Es ist genau der Typ, den Lawrence erträumt hatte und der heute bewußt für die Düsenjäger und die Weltraumfahrt herangebildet wird. Man lese Jungks viel beachteten Bericht. Man darf auch daran erinnern, daß Gerhard Nebel 1941 seinen berühmten Aufsatz (Auf dem Fliegerhorst) in der „Neuen Rundschau“ veröffentlichte, der zum Verbot dieser Zeitschrift führte. Nebel, dieser wache Beobachter, hatte zur gleichen Zeit wie Warner, die Insektifizierung und Automatisierung des Menschen auf den Fliegerhorsten beobachtet.

Von da an fragen sich alle, wie konnte es geschehen, daß das Flugzeug, dieses herrliche Werkzeug der Freiheit und des Abenteuers, zu einem In-

strument der Vernichtung werden konnte. Diese Frage wird zum Thema der Fliegerdichtung. Die Flieger müssen sich rechtfertigen. Zwischen Stolz und Trauer, zwischen Freiheit und Angst, zwischen Rechtfertigung und Verzweiflung steht ihre Literatur. Das große Problem der Zeit: Technik als Mittel der Freiheit oder als Waffe der Zerstörung und Entmenslichung, dieses Problem wird in der Fliegerdichtung ganz radikal erlebt. Darum ist diese Dichtung auch repräsentativ für unsere Zeit. Der Flieger ist eine der Schlüsselfiguren des Jahrhunderts.

Ab 1940 ist die Fliegerliteratur fast nur noch Kriegsliteratur. Die Bücher der Bomber versuchen, ein grauenhaftes Mordhandwerk zu rechtfertigen. Viel haben die Bomber nicht geschrieben. Der Franzose Jules Roy verteidigt die Freiheit gegen Hitler mit schmutzigen Händen (*La vallée heureuse*, 1945). Der Deutsche Harry Grindel (*Flug ohne Landung*, 1955) berichtet von der Kameradschaft, der menschlichen Haltung einer Bomberbesatzung. Der Krieg der Bomber kommt kaum in Sicht. Das ist bei Roy anders. Er verschweigt nichts, aber er rechtfertigt sich damit, daß im Freiheitskampf auch die äußersten Mittel zu rechtfertigen sind. Im übrigen handelt auch Roys neuestes Buch (*Der Überlebende*, 1956, Bechtle) weniger vom Krieg als von den Menschen, die Bomben werfen. Die meisten und bedeutendsten Fliegerbücher der jüngsten Zeit stammen von Jägern. Sie wissen, sie haben anständig und ritterlich gekämpft. Es gab bei ihnen noch ein Ethos des Krieges. Die Haltung des Kavaliers, das ist das Thema der Jäger aller Nationen, bei dem Deutschen Günther Bloemertz (*Dem Himmel am nächsten*, 1952) ebenso wie bei dem Franzosen Pierre Clostermann (*Le grand cirque*, 1945). Aber gerade weil diese Jäger wissen, daß sie noch im alten Fliegergeist kämpfen, deshalb wissen auch die Besten von ihnen, daß sie im Grunde für eine verlorene Sache fallen. Im totalen Krieg, im Bomberkrieg, ist für Ritterlichkeit kein Platz. Das Gefühl des Verrats, die Trauer über den Verlust des ritterlichen Ethos findet man auch bei den siegreichen Nationen. Bei den Deutschen ist dieses Gefühl am stärksten, begreiflicherweise. Sie erleben ja nicht nur den Untergang des Kavaliergeistes ganz allgemein, sondern bei den Besten von ihnen kommt noch das Wissen hinzu, daß sie für eine moralisch verworfene und militärisch verlorene Sache kämpfen und fallen. Sie fliegen trotzdem weiter. Warum? Gerd Gaiser (*Die sterbende Jagd*, 1953) hat diese Frage beantwortet. Diese Jäger kämpften weiter, gerade weil sie wußten, daß sie verraten waren. So blieb ihnen nur noch ihr eigenes Herz, ihre Haltung, ihre Tapferkeit. Etwas muß bleiben, sagt einer von ihnen. Sie kämpften weiter, weil sie vor der Sinnlosigkeit nicht kapitulieren wollten, weil es ihnen eines Mannes nicht würdig schien, feige zu sein. Ähnlich schildert im übrigen auch der Engländer James Aldridge (*Signed with their honour*, 1944) die Haltung englischer Jäger in den dunklen Tagen von 1941, als die RAF in Griechenland und auf Kreta eine ihrer schrecklichsten Katastrophen erlebte. Es gab keine Hoffnung auf Sieg, alles erschien sinnlos. Es gab damals für den englischen Jäger nur eines: durchhalten. Wenn man will, kann man die Bücher von Gaiser und Aldridge existentialistisch nennen. Es sind Bücher von der menschlichen Tapferkeit im sinnlos und absurd gewordenen Weltraum. So werden diese Bücher zu Symbolen des Kampfes, den der moderne Mensch zu führen hat an den Fronten der Verlorenheit und der

Verzweiflung. Auch das letzte Buch des einst so hoffnungsvollen und gläubigen St. Exupéry (Flug nach Arras) ist ebenso wie sein berühmter „Brief an einen General“ ein Buch der Tapferkeit inmitten der Verzweiflung. Versunken waren 1940 für St. Exupéry die sonnigen Tage von 1930. Der Flug nach Arras ist ein bitteres, aber auch ein männliches Buch, ein Buch über unsere Situation.

Der einzige, der versucht — nur versucht — über das Ethos des nackten Standhaltens hinauszudringen und einen neuen Sinngehalt zu gewinnen, ist der Engländer Richard Hillary (The last enemy, 1943). Der Oxfordstudent war 1939 in die RAF eingetreten, um des Rausches, des Abenteuers und der Exaltation willen. Er wird abgeschossen. Sein Körper ist völlig verbrannt. Er bekommt künstliche Haut, künstliche Lippen, künstliche Lider. Er fliegt weiter mit künstlichen Gliedern und mit irrsinnigen Kopfschmerzen. Er fällt 1943 mit 23 Jahren. Sein Buch ist sein Vermächtnis, in dem er seine innere Geschichte beschreibt. Er, der zunächst nur das persönliche Abenteuer suchte, weiß, als er fällt, daß die Welt nur durch das Opfer und die Liebe getragen und erhalten wird. Idealist ohne Ideal, sieht er kaum einen Sinn oder ein neues Ethos, aber er ahnt, daß es Werte gibt, für die jedes Opfer recht ist. Hillary opfert sich für eine ihm noch unbekannten Gott. Sein Buch ist das tiefste und menschlich bedeutendste aller europäischen Fliegerbücher.

Es gibt auch wieder die friedlichen Aspekte der Luftfahrt. Wir sehen hier ab von Unterhaltungsromanen, wie sie der Engländer Nevil Shute (Ketten, die nicht reißen, 1955) oder der Deutsche Joachim Rasmus-Braune (Kondensstreifen, 1953) geschrieben haben. Ich möchte hier nur hinweisen auf die Features von Ernst Schnabel, die jüngst unter dem Titel „Die Erde hat viele Namen“ als Buch erschienen sind. Hier wird wieder das Leichte, Heitere, Elegante des Fliegens beschworen. Die Luftfahrt in einer Zeit, in der man in wenigen Tagen die Erde umfliegt, macht frei von allen kleinen und provinziellen Bindungen. Der Mensch wird zum Vogel, zu einem Wesen, das eine neue Heiterkeit und Anmut durch das Fliegen gewinnt. Schnabel hat nicht mehr das gläubige Pathos eines St. Exupéry, aber auch er verkündet in einer ganz neuen Art von technischer Poesie den Glauben an den Menschen, der durch die Luftfahrt nicht nur neue Möglichkeiten der Welterfahrung gewinnt, sondern ein freies und freudiges Herz. Schnabels Buch ist nicht mehr ein Buch der Rechtfertigung und der Trauer, sondern ein Buch der Menschlichkeit, der Freiheit, der Hoffnung.

Ist das die Zukunft? Oder die Vernichtung durch die Atomwaffe? Fliegerdichtung zwischen Freiheit und Terror, zwischen Hoffnung und Angst. Die Fliegerdichtung steht an der vordersten Front des zeitgenössischen Bewußtseins.

Louise von Sachsen-Weimar

Anlaßlich ihres zweihundertsten Geburtstages

„Noch eine Tochter, mein lieber Prinz, das ist alles, wozu ich diesen Morgen um sechs Uhr Geist genug gehabt; verzeihen Sie mir dies Betragen . . . Meine Gesundheit ist so gut, wie ich es unter den ‚Umständen‘, in denen ich mich befinde, wünschen kann, vergeben nur Sie, mein teurer Prinz, mir, daß ich lediglich eine Geringfügigkeit zustand gebracht habe.“

Diese Sätze stehen in dem, der Zeitsitte entsprechend französisch geschriebenen Brief der Erbprinzessin Karoline von Hessen, einer geborenen Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld an ihren Gemahl, den Erbprinzen Ludwig, regierenden Graf von Hanau. Dieser, der spätere Landgraf Ludwig IX., vom Vater her mit wunderlich-bizarren Charaktereigenschaften belastet, fühlte sich in der jahrzehntelangen Erbprinzenrolle unbefriedigt. Er suchte und fand für seinen Tatendrang ein Ventil in seiner Vorliebe für das Soldatenhandwerk, kämpfte als Oberst in französischen Diensten gegen Österreich, um später als Kommandeur des preußischen Regiments „Selchow“ die Soldaten des „Alten Fritz“ zu drillen. Erbprinzessin Karoline lebte damals, 1750, mit ihrem Gatten und der erstgeborenen Tochter Karoline in Prenzlau in der Uckermark. Dort gebar die Fürstin außer dem Erbprinzen Ludwig drei weitere Töchter, die Prinzessinnen Friederike, Amalie und Wilhelmine. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges, als der hessische Thronerbe, Generalleutnant im Dienste Friedrichs des Großen, den Feldzug mitmachte, begab sich Erbprinzessin Karoline mit ihren fünf Kindern nach Berlin, wo sie am 30. Januar 1757 ihre fünfte Tochter, Louise, zur Welt brachte und am selben Tag den eingangs erwähnten Brief an ihren Gatten schrieb. Die sechs- und dreißigjährige Erbprinzessin, die wir als die „Große Landgräfin von Hessen“ kennen, schenkte ihrem Gemahl in der Folge noch zwei Prinzen, Friedrich und Christian. Trotz der acht Kinder war die erbprinzhliche Ehe keine glückliche. Der Fürst, mit ausschließlich militärischen Interessen, ist ein unausgeglichener, pedantischer, jähzorniger und herrschsüchtiger Mann gewesen, überdies ein Hypochonder, den die Gespensterfurcht plagte. So dürfte es seiner Gemahlin nicht eben unangenehm gewesen sein, daß äußere Umstände es erforderten, mit den Kindern getrennt von dem absonderlichen Familienoberhaupt zu leben. Landgraf Ludwig hat sich immer weniger um seine Angehörigen, immer mehr um seine Soldaten gekümmert, die Verantwortung für die Kinder und deren Erzieher ausschließlich der Mutter überlassen. Diese war ihnen ein Vorbild strenger Selbstzucht und äußerster Pflichterfüllung. Weibliche Schmiegsamkeit eignete der Großen Landgräfin, deren Grabstein die Worte Friedrichs des Großen über sie eingemeißelt wurden „Von Geschlecht ein Weib, von Geist ein Mann“, nicht. Von früh auf entbehrte Louise, die kleine Geringfügigkeit, jene bestätigenden Zärtlichkeiten, unter denen die Anmut eines Mädchens erblüht.

Das im Gefühlsbereich zu kurz gekommene Kind klammerte sich daher an das vom Schicksal empfangene Vorrecht der fürstlichen Geburt. Ihre Armut und Bedürftigkeit in seelischen Bezirken verbarg sie schon damals hinter Haltung und Stolz, sie erlaubte weder sich selbst noch andern, sie zu bemitleiden. Die Heranwachsende trug das knospenhafte, hoch frisierte Haupt so aufrecht, daß ihre mittelgroße, schlanke Gestalt größer wirkte. Ihr Wesen vereitelte jeden Versuch, sich ihr vertraulich zu nähern. Je mehr sie darunter litt, nicht geliebt zu werden, desto mehr ließ sie ihre Umgebung die Prinzessin fühlen. Nur ihre Augen, diese schwermütigen, prüfenden Augen verrieten die Grundstimmung einer Seele, der man Umhertgesehen und Zärtlichkeit nie gewährt.

Fünfzehnjährig mußte Louise ihre resolute Mutter nach Petersburg begleiten, weil Zarin Katharina unter den Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt die Lebensgefährtin für ihren Sohn Paul auswählen wollte. Die Große Landgräfin, kinderreich, und nicht aus vermögendem Fürstenhaus, mußte danach trachten, ihre Töchter gut zu versorgen. Zur Freude Prinzessin Amaliens, die ihren Vetter, den badischen Erbprinzen, liebte und später auch heiratete, war Prinzessin Wilhelmine die Auserkorene des russischen Thronfolgers und seiner Mutter. Unter dem Namen Natascha starb sie früh im Wochenbett.

Kurz nach der Rückkehr aus Petersburg nach Darmstadt verschied die schon längere Zeit leidende Große Landgräfin wenige Tage nach ihrer greisen Mutter. Da Landgraf Ludwig sich nicht um seine jüngste Tochter kümmerte, stand die Sechzehnjährige allein. Es erging der Prinzessin nicht besser als irgendeinem beliebigen Mädchen jener Zeit: sie mußte froh sein, bei ihren verheirateten Schwestern Unterschlupf zu finden. Zuerst nahm die Älteste, Landgräfin Karoline von Hessen-Homburg, sie auf. Mit dieser und ihrem Schwager, dem geistvollen Landgrafen Friedrich, durfte sie 1774 eine Reise in die Schweiz unternehmen. Sie sah bei dieser Gelegenheit Lavater wieder, dem sie als Kind am Hof ihrer Mutter begegnet war. „Prinzessin Louise — eine große Seele“ lautete Lavaters Urteil, während Zarin Katharina ablehnend geäußert hatte: „C'est une tête!“ Es entstand damals zwischen Prinzessin Louise und Lavater eine Beziehung, die erst mit seinem Tode endete.

Diese Schweizerreise dürfte eines der schönsten Jugenderlebnisse für die junge Fürstin gewesen sein. Zurückgekehrt, mußte sie an den Hof des Markgrafen von Baden nach Karlsruhe übersiedeln. Dort fühlte sie sich in der glücklichen Ehe ihrer Schwester Amalia, der badischen Erbprinzessin, überzählig, die regierende Markgräfin, eine beschränkte Schwätzerin und nach Goethes Ansicht „schwer verdaulich“, erfüllte ihren Umkreis mit lähmender Langeweile. — Prinzessin Louise, deren geistige und seelische Kräfte hier völlig brachlagen, sehnte sich unter allen Umständen danach, von Karlsruhe fort in eine anregende Umwelt zu kommen. Sie, die am Hof der Großen Landgräfin aufgewachsen, eine Schülerin Herders war, empfand ihre jetzige Existenz unerträglich.

Reichsfreiherr von Dalberg, erzbischöflicher Statthalter zu Erfurt, mit Louisens verstorbener Mutter ebenso befreundet wie mit der Weimarer Regentin, Herzogin Anna Amalia, hat vermutlich deren Aufmerksamkeit auf die Prinzessin von Hessen-Darmstadt gelenkt, als es galt, eine Lebensgefährtin für den Erbprinzen Carl August zu suchen. Noch stand dieser, Louisen

gleichaltrige, Fürst völlig unter dem Einfluß seiner Mutter und der von dieser erwählten Erzieher. Er mußte lernen und sich fügen, von allen künftigen Vorrechten gestand ihm seine Mutter, die ihm bis kurz vor der Volljährigkeit den Erbprinzentitel vorenthielt, lediglich besondere Pflichten zu.

Herzogin Anna Amalia, ihrerseits ein überzähliges, ungeliebtes Kind des Hauses Braunschweig, hatte man kaum sechzehnjährig mit dem kränklichen Herzog von Weimar verheiratet. Als sie, Mutter des Erbprinzen und wiederum schwanger, Witwe wurde, war sie noch nicht volljährig. Gegen mannigfache Widerstände und Intrigen verstand sie ihre vorzeitige Mündigkeitserklärung sowie die Übertragung von Vormundschaft und Regentschaft durchzusetzen. Ihre Leistung als Regentin, ihre Wahl von Männern wie Wieland und Knebel als Prinzen-erzieher sind hinreichend bekannt. Als Kind zurückgesetzt, als junge Frau früh sich selbst überlassen war sie mißtrauisch, launenhaft und in der Ausdrucksweise nicht immer wählerisch. Sie hing an ihren Prinzen, dem gleich ihr unansehnlich-untersetzten Carl August und dem jüngeren Konstantin, einem aufgeschossenen, schlanken Jungen, mit eifersüchtiger, ziemlich tyrannischer Liebe. Hoch begabt, überaus vital, vermochte sie in Herrscherwürde und Erfolg Ausgleich und Ersatz für vieles zu finden, ihr unterdrücktes Selbstgefühl zu entfalten. Es fiel ihr nicht leicht, sechs- und dreißigjährig die Regierungsgewalt ihrem achtzehnjährigen Erbprinzen abzutreten. Daß sich Carl August, der Sitte der Zeit und den Erwartungen des Volkes entsprechend, verlobte, erschien ihr natürlich. Sie war jedoch klug genug, zu wissen, daß der von ihr so lange in Kinderstube und am Gängelband Gehaltene einer Zeit bedürfen würde, sich umzutun und auszureifen. Er, dem sie noch eben ungen und mit großen Bedenken die übliche Kavaliersreise nach Paris lediglich unter Knebels Mentorschaft und von Erziehern begleitet gestattet hatte, eignete sich wirklich noch nicht zum Ehemann. Aus solchen Erwägungen wünschte Herzogin Anna Amalia die Vermählung ihres Erbprinzen noch etwas hinauszuzögern. Carl August war, wie Goethe sich ausdrückte, „ein guter Junge“, Louise, „la tête“, mochte glauben, an seiner Seite endlich nach ihrem Sinne leben zu können. Der Hof von Weimar galt für anregend, sie, die geduldete Prinzessin, würde dort regierende Herzogin, die erste Frau des Landes. Das alles schien verlockend und Louise ließ ihren Verlobten durch ihre aus Darmsadt mitgebrachte Hofdame, Frau von Prettlack, wissen, weshalb sie eine Verzögerung der Vermählung nicht wünsche. Sie ersehnte ungeduldig die Erlösung aus der Karlsruher Langeweile, eine Entfaltungsmöglichkeit, einen Wirkungskreis. Herzogin Anna Amalia gab schließlich dem von seiner Braut inspirierten Drängen Carl Augusts widerwillig nach: die Vermählung des soeben mündig Gewordenen sollte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt stattfinden. Am 18. September 1775 reiste der Achtzehnjährige nach Karlsruhe, wo ihm seine Braut am 3. Oktober angetraut wurde. Landgraf Ludwig erschien nicht zur Hochzeit seiner jüngsten Tochter, die den Tag an einem fremden Hof über sich ergehen ließ und rückschauend nur eine Freude empfand: die Zeremonien hinter sich zu haben.

Wir können bei Louise von Weimar nur ahnen, mit welchen Empfindungen und Erwartungen sie ihrer neuen Heimat entgegenfuhr. Ein älterer, harmonischer, behutsamer und gereifter Mann hätte wahrscheinlich aus der vernachlässigten, schwermütigen Fürstentochter eine glückliche junge Frau zu

machen vermocht. Carl August war jung, ungestüm und lebenshungrig, unfähig, ihr das zu geben, wonach sie sich unbewußt sehnte, wessen sie bedurfte

Weimar erwies sich — Herder hat es so bezeichnet — als „ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt“. Das 1774 abgebrannte alte Schloß war infolge der immer kränkelnden Weimarer Staatskasse noch nicht wieder aufgebaut. Herzogin-Mutter Anna Amalia hatte von ihrem Minister von Fritsch dessen Palais erworben, das fortan, als „Wittumspalais“ Sitz ihres „Musenhofes“ wurde. Das junge Paar bewohnte an ihrer Stelle das Fürstenhaus, einen nüchternen Bau ohne Prunkfassade, keineswegs das, was sich die junge Herzogin unter einer fürstlichen Residenz vorgestellt haben mochte.

Prinz Konstantin war dem Herzogspaar bis zur Landesgrenze entgegen-
gereist. Anna Amalia, während Carl Augusts Brautfahrt ein letztes Mal an seiner Statt Regentin, erwartete die Neuvermählten im großen Saal des Fürstenhauses inmitten ihres Hofstaates. Die noch so jugendliche alte Herzogin begrüßte in der Frau ihres Sohnes die Schwiegertochter, von deren Eigenwillen ihre klugen, wohl erwogenen Absichten durchkreuzt worden waren. Ein Jahr später wäre sie ihr liebevoller entgegengekommen, denn sie war bei aller Launenhaftigkeit im Grunde ein mütterlicher Mensch. Sie würde sich Louisen auch jetzt nicht verschlossen haben, hätte diese auch nur durch ein Wimperzucken ihre rührende Hilflosigkeit, ihre Liebebedürftigkeit ahnen lassen. Aber wir können uns die junge Herzogin vorstellen, sich ohne Geste kindlicher Ergebenheit mit fürstlicher Würde vor der Mutter ihres Gemahls verneigend. Solchen Gruß mag Anna Amalia kühl-gemessen erwidert haben. Ein erstes, entscheidendes Begegnen zwischen zwei Frauen, die einander nie nahe gekommen sind. Nach Art wohlmeinender Mütter, denen gegenüber man sich durchgesetzt, überließ Anna Amalia das junge Paar nunmehr sich selbst. Herzogin Louise mußte sich allein zurechtfinden, während ihre Schwiegermutter sich mit ihren vertrauten Hofdamen und Kammerherren ein den Musen gewidmetes Dasein neu begründete. Carl August nahm, wie ihre gesamte Umwelt, die stolze Verhaltenheit und stille Würde seiner Gemahlin für Kühle und Empfindungsmangel. Wahrscheinlich hat er zeitlebens nie er-
messen, was er ihr zugemutet und angetan. Sie ihrerseits vermochte nicht abzuschätzen, um was sie ihn in begreiflicher Ungeduld verkürzte. Jetzt nahm sich der so lange bevormundete, gegängelte, allzu behütete Achtzehnjährige als Herzog das Recht, sich auszutoben.

Man hat häufig Louise von Weimar zur Gattung jener Frauen gezählt, die, wie Charlotte von Stein und Cornelia Schlosser, bei freier Wahl sich dafür entschieden hätten, einer religiösen Gemeinschaft vorzustehen statt sich zu vermählen. Wer aber unbefangen das Jugendbildnis Louisens anschaut, dies knospenhafte Antlitz mit dem blühenden Mund, der möchte in ihr nicht eine von der Natur zur Entsagung Bestimmte sehen. Aber zwischen der überaus dezidierten und ihren Platz wahrennden, vielseitig begabten Schwiegermutter und diesem „steckengebliebenen Heros“ Carl August mit seinem unbändigen Tatendrang fand sie sich nicht zurecht. Dem bürgerlichen Doktor Goethe, der dessen Ungestüm anzufeuern statt zu zügeln schien, mißtraute Louise anfangs, obwohl er alles aufbot, der unglücklichen jungen Fürstin zu geben, was er, zu jung und in eigenen Krisen befangen, nach Lage der Dinge seiner Schwe-

ster nicht hatte sein dürfen. Louise schloß sich enger an jene Menschen an, die sie aus dem Darmstädter Kreis ihrer verewigten Mutter kannte: an ihren einstigen Lehrer Herder und seine Gattin Karoline. So natürlich und verständlich das war, so ungünstig wirkte es sich aus. Herders waren unharmonische, immer unzufriedene, schließlich verbitterte Menschen, die, statt auszugleichen, die Herzogin in ihrer Haltung bestärkten.

Die Pflicht der Landesmutter, Kinder zu gebären und Gutes zu tun, erfüllte die Tochter der Großen Landgräfin, jene, zu repräsentieren, fiel ihr von Anfang an schwer. Das erstgeborene Kind der Herzogin war eine Tochter. Wäre Louise wirklich so kühl und eheunfähig gewesen, hätte sie verzweifelt sein müssen, daß sie keinem Knaben das Leben geschenkt, mithin noch nicht die Möglichkeit hatte, ihrer Natur gemäß neben dem Gemahl nur noch dahinzuleben. Die junge Fürstin sah jedoch in der Kleinen „das Glück ihres Lebens.“

Das überschäumende Jugendtreiben Carl Augusts, seine Naturburschenpose entrüsteten sie und stießen sie ab. Es war ihr nicht gegeben, ihn unmerklich auf weiblich-kluge Art in gesittete Bezirke zurückzulocken. Ihr Verhalten weckte vielmehr seinen Trotz, er wich ihr aus wie einer lästigen Oberhofmeisterin. Auch ihre Schwiegermutter verstand sie nicht zu gewinnen, sich deren schönggeistigen Zirkel nicht töchterlich einzufügen. Sie machte keine Verse, hielt sich von Tiefurt fern und blieb zwischen den ungebärdigen Gefährten Carl Augusts und dem musischen Umkreis der alten Herzogin mit den Wenigen, die sich, gleich ihr, benachteiligt und zu kurz gekommen fühlten, allein. Im Sommer zog sie sich gern nach Belvédère zurück. Wenn sie im Herbst, widerstrebend, wieder in die Residenz übersiedeln mußte, betraute ihr Gemahl seinen Freund Goethe mit der Aufgabe, das Fürstenhaus zu inspizieren und etwa nötig gewordene Instandsetzungsarbeiten vornehmen zu lassen. Trotz seiner Elogen über „Engel Louise“ zeigte sich der Dichter dann nicht eben begeistert von der „Sorge für Fußböden, Öfen, Treppen und Nachstühle“, mit der man ihn belud.

Die unschmiegsame Herzogin spann sich in überbetonte Nüchternheit und kühle Distanz ein, weil sie sich in allen Erwartungen enttäuscht sah und um niemanden werben konnte. Im Grunde fühlte sie, die als „Geringfügigkeit“ in diese Welt getreten war, sich so unzulänglich, daß sie sich, als Wieland ihr vorgestellt wurde, wunderte, von dem berühmten Mann eines Wortes gewürdigt zu werden! Gegen dies früh und tief eingewurzelte Gefühl des Unwertes halfen die Huldigungen der Weimarer Dichter, die ihr weitgehend zuteil wurden, nicht. Vergebens sprach Goethe ihr in „Lila“ zu: „Erniedrige nicht Deinen Willen unter Dein Vermögen“, vergebens ermunterte Herder sie mit dem Zuruf: „Blick auf, Du stiller Stern auf Erden!“ Dichterworte vermochten die Wunden nicht zu heilen, die ihr des Gatten mangelnde Rücksichtnahme schlug.

Ihre Überzeugung, zum Unglück geboren zu sein, wurde durch ihr Schicksal als Mutter zunehmend verstärkt. 1781 gebar sie eine tote Tochter; erst zwei Jahre später war es ihr endlich vergönnt, dem Lande den ersehnten Thronerben zu schenken. Im Jahr darauf raubte ihr der Tod ihr Lieblingskind, ihre „schönste, beste Hoffnung“, das erstgeborene Töchterchen. Von da an mied

sie Belvédère und zog sich im Sommer in das stille Wilhelmstal bei Eisenach zurück. 1785 hatte die Herzogin eine Fehlgeburt und mußte eine Kur in Pyrmont gebrauchen. Als sie im Jahr darauf noch einmal ein Mädchen in den Armen hielt, war ihr gemartertes Herz nicht mehr fähig, sich dem Kinde zu erschließen. Prinzessin Karoline besaß jene Anmut und Schmiegsamkeit, welche die Natur ihrer Mutter versagte, sie gehörte am Hof zu Weimar und später als frühvollendete junge Frau des Erbprinzen von Mecklenburg zu jenen Gestalten, denen alle Herzen zufliegen. Louise von Weimar hat diese Tochter nie zu lieben vermocht, vielleicht weil ihre Ehe zur Zeit, da Prinzessin Karoline zur Welt kam, bereits zum Martyrium geworden war. Sie blieb jedoch dazu verurteilt, dem genialischen, robusten Gemahl Kinder zu gebären, so lange das Land außer dem Erbprinzen keinen zweiten Prinzen besaß, für den Fall daß jenem etwas zustoßen sollte. Das Schicksal ersparte der Herzogin nichts. Carl August erkrankte im Lauf seiner wahllosen Abenteurer und mußte sich in Aachen einer langwierigen Kur unterziehen. — 1789 wurde seine Gemahlin von einem toten Knaben entbunden. Bei ihrer Wesensart mußte sie völlig am Rande ihrer seelischen Reserven sein, wenn sie Karoline Herder anvertraute, es wäre das Beste für sie gewesen, wenn sie am Blutsturz hätte sterben können, um dem Herzog die Ehe mit einer andern Frau zu ermöglichen. Das fürstliche Paar war einander völlig entfremdet. Wie einstmals Louisens Vater, Landgraf Ludwig, fand auch Carl August immer mehr Geschmack am Soldatendrillen, gefiel sich als preußischer General besser denn als Weimarer Landesherr, indes es die Herzogin während der Belagerung von Mainz anläßlich eines Besuches im Feldlager mit bitterer Ironie erfüllte, die Frau eines preußischen Offiziers spielen zu sollen. Nach der Geburt des Prinzen Bernhard im Jahre 1792 sah die fünfunddreißigjährige Fürstin ihre Aufgabe erfüllt. Der Verzicht im weiblichen Bezirk fiel ihr gewiß nicht sonderlich schwer. Bitter empfand sie es jedoch, daß der Herzog sich völlig von ihr zurückzog und in seinem Refugium im Park, dem „Römischen Haus“ sein eigenes Leben führte. Bitter empfand sie auch die Entfremdung zwischen ihr und dem Ehepaar Herder. Des einstigen Lehrers Begeisterung für die französische Revolution war dafür nur eine Ursache. Die schmerzlichere sah die Herzogin in der wachsenden Unzufriedenheit und finanziellen Unersättlichkeit der Herders. Schon seit Jahren strebte der von Goethe verdunkelte Mann von Weimar fort. Seine Familie hatte sich immer mehr vergrößert, Hamburg und Göttingen vermochten mit günstigen Angeboten zu locken. Noch bevor Herder sich endgültig entschied, erhielt er, anonym und anscheinend aus weiter Ferne, eine Geldsumme, die für den Augenblick alle Sorgen behob. Der Geber wurde niemals ermittelt, die Summe entspricht jedoch auffälliger Weise genau derjenigen, die sich die Herzogin unterm Siegel strengster Verschwiegenheit damals von ihrem Bruder Christian geliehen: „für jemanden in Weimar, der glauben soll, die Summe käme von weit her“. Herders blieben zwar in Weimar, wollten aber in der Folge den Verzicht auf Hamburg und Göttingen mit Gold aufgewogen haben, wurden in ihren Ansprüchen immer maßloser, in ihren Forderungen ständig unersättlicher. Was Goethe kränkte und abstieß, traf die Herzogin ebenfalls tief. Sie wurde durch diese Enttäuschung an Herders noch einsamer und lebte so zurückgezogen im Fürstenhaus, daß ihre Unpopularität ständig wuchs. Die jüngeren

Weimarer wußten kaum noch, wie ihre Landesmutter aussah. Die Fürstin hatte indes mancherlei Gründe, die Öffentlichkeit zu scheuen.

1797 war die gebürtige Weimarerin, Karoline Jagemann, nach erfolgreicher Laufbahn als Mitglied der Mannheimer Bühne ans Theater ihrer Vaterstadt berufen worden. Die begabte und schöne, zwanzig Jahre jüngere Künstlerin erregte die leidenschaftliche Zuneigung des leicht entflammten Herzogs. Im Gegensatz zu ihren zahlreichen Vorgängerinnen verstand sie es, sich durch hartnäckige Weigerung immer begehrenswerter zu machen, Carl August immer fester an sich zu binden und ihre Bedingungen zu stellen. Der Landesherr war krank vor Leidenschaft, als seine vielfach verletzte Gemahlin sich zu einer Haltung, einer Geste durchrang, mit der sie ihr Schicksal zu besiegen begann. Sie erklärte sich mit der Etablierung der Jagemann als „Maitresse en titre“ ausdrücklich einverstanden, die, zur Freifrau von Heygendorf erhoben, Carl August mehrere Kinder gebar und zum Leidwesen Goethes erfolgreich die Alleinherrschaft über das Hoftheater beanspruchte. Die Herzogin stellte durch ihre Duldung, die jede Parteinahme oder Einmischung Dritter ausschaltete, die Fürstin über die Frau, sich selbst weit über die Jagemann und nötigte ihrem Lebensgefährten unwillkürlich Achtung vor der Größe und Hoheit ihres Charakters ab. Ein erstes Mal und auf solch entscheidende Weise gab Louise ihm nach, gewährte ihm die Gründung einer Nebenfamilie. Was sie als Frau nie besessen, mithin nicht verlieren konnte, gewann die Fürstin menschlich: die Beziehung Carl Augusts zu ihr trat in ein neues Stadium ein. Bislang hatte wohl auch auf ihn ihr betontes Standesbewußtsein inmitten des Geistesadels, der Anna Amalia und Carl August umgab, ein wenig beschränkt gewirkt. Louise vermochte die Ehe des Fräulein von Lengefeld mit einem simplen Professor Schiller nie zu billigen, bis des Dichters Erhebung in den Adelsstand und die Verleihung hoher Titel für sie die Weltordnung wieder herstellte. Nun war Hofrätin von Schiller doch wenigstens wieder hoffähig und konnte auch bei intimeren Anlässen in dem 1803 endlich wiedererstandenen Schloß erscheinen. Herzogin Louise, die Stille, Häusliche, genoß es, repräsentative, einer regierenden Herzogin gemäße Räume zu bewohnen, und Lotte Schiller war glücklich, nicht mehr abseits stehen zu müssen, zumal ihre Schwester Karoline und deren Gemahl, Freiherr von Wolzogen, das besondere Vertrauen des Herzogspaares genossen. Es war Schillers Schwager in langen, opfervollen Verhandlungen in Petersburg gelungen, die aus politischen und finanziellen Gründen überaus wünschenswerte Verbindung des weimarischen Erbprinzen Carl Friedrich mit Großfürstin Maria Paulowna, der Zarentochter, zustandezubringen. Kurz vor Schillers Tod hielt das junge Paar prunkvollen Einzug. Es erfüllte Louise mit Stolz, eine Kaisertochter als Schwiegerkind begrüßen zu können.

Schon das Jahr 1806 brachte der Herzogin neue Leiden und Demütigungen; der Emporkömmling aus Korsika besiegte bei Jena die Preußen, unter deren Fahne der Herzog kämpfte, und besetzte Weimar. Carl August gelang die Flucht, das Erbprinzenpaar brachte sich ebenfalls in Sicherheit, auch Herzogin-Mutter Anna Amalia begab sich mit ihrer Enkelin Karoline außer Landes. Für das Weimarer Fürstenhaus wie für das ganze Land stand nichts Gutes zu erwarten. Die Sieger plünderten und brandschatzten denn auch das

unglückliche Residenzstädtchen an der Ilm, dessen Bevölkerung für sich selbst und ihren Herzog den Tag des Untergangs gekommen wähnte.

Herzogin Louise, die sich in Fragen der Standesunterschiede so kleinlich zeigen und unter belanglosen Kümernissen fast zusammenbrechen konnte, gehörte zu den Naturen, die sich der entscheidenden Stunde immer gewachsen zeigen. Ihrer Überzeugung vom angeborenen Vorrecht der Fürsten entsprach zugleich das Wissen um besondere Verpflichtung. Sie jedenfalls floh nicht. Als sich die verzweifelten, geängstigten Weimarer zu Scharen ins Schloß drängten, fanden sie dort als Einzige die unpopuläre, kühl-stolze Gemahlin ihres jovialen Landesherrn vor. Sie gewährte ihren Landeskinder Schutz und verschmähte es, bessere oder größere Bissen zu verzehren als die Hungernden. Sie überwand sich, dem Soldatenkaiser bis zur Freitreppe des Schlosses entgegenzuschreiten und ihm den Willkommgruß zu entbieten. Er beantwortete ihn mit den vielsagenden Worten: „Ich *bedauere* Sie, Madame“ und ging an ihr vorüber.

Daß Bonaparte schließlich dem Herzog Carl August seinen Thron ließ, verdankte dieser zweifellos seinen überaus geschickten und mutigen Unterhändlern: Freiherrn von Wolzogen und dem nachmaligen Kanzler von Müller. Die nahe Verwandtschaft des herzoglichen Hauses mit dem Beherrscher Rußlands bedeutete einen Trumpf in ihren Händen. Es war somit ein im Hinblick auf den Zaren Alexander berechneter Schachzug Napoleons, so zu tun, als handle er der Herzogin zuliebe großmütig. Trotzdem barg diese diplomatische Lüge ein Körnchen Wahrheit. Sehr bald hatte Bonaparte die Anrede: „Ma cousine“ in Briefen an die Fürstin umgewandelt in: „Votre Altesse“. Wie die meisten Männer, deren Hörigkeitsverhältnis zu einer Frau erwiesen ist, hielt sich auch der Kaiser für seine Verfallenheit einer Einzelnen gegenüber durch brutale und beleidigende Verächtlichkeit an allen andern Frauen schadlos. Es war daher vergebene Liebesmühe, daß ihm die schöne Preußenkönigin Zugeständnisse abzuschmeicheln suchte, eben weil diese eine sich ihrer Anmut auf reizvolle Weise bewußte Frau gewesen ist. Louise von Weimar verstand die Waffen des Weibes nie zu führen. Früh gealtert trat sie dem Sieger als Landesmutter, als Fürstin entgegen, in der hoheitsvollen Haltung, den würdigen Worten unwillkürlich an Frau Lätizia gemahnend. Dem Weibe, auch dem gekrönten Weibe begegnete der Korse oft mit kränkender Frechheit. Vor der von Schwermut gezeichneten, wahrhaft adligen Herzogin von Weimar befahl ihn so etwas wie Scheu. Ihre Landeskinder glaubten unbedingt an ihren Sieg über den Sieger, zumal Wolzogen und Müller bescheiden im Hintergrund blieben. Bonaparte hat die Fürstin nachträglich ihre Stärke büßen lassen. Die Überlegene mußte in Erfurt stundenlang antischambrieren und im Theater eine halbe Stufe tiefer sitzen als die Königinnen von des Korsen Gnade. Die Fürstin von Geblüt half sich, wie in der Jugend, indem sie mit steifem Rücken das Haupt um noch ein Weniges erhob. Niemand hat je die Herzogin von Weimar unter einer Demütigung sichtbar zusammenzucken gesehen. Jeden Schmerz verbarg sie im Fürstenmantel angeborener Würde. 1817 mutete ihr Carl August zu, an ihren Bruder Christian zu schreiben: „In den nächsten Tagen wird ein junger Heygendorff auftauchen, der älteste illegitime Nachkomme des Herzogs, Ihres Schwagers, der ihn in die Schweiz schickt, bei welcher Gelegenheit er Ihnen vorgestellt wer-

den soll.“ Landgraf Christian dürfte an dieses Schreiben eine entsprechende Bemerkung geknüpft haben. Kühl und stolz antwortet seine Schwester: „Es ist Pflicht und Recht, für seine Nachkommen zu sorgen. Ich hoffe, der Prinz ist mit dieser Erklärung zufrieden.“

Im Alter allgemein verehrt, hat Louise von Weimar dennoch tief und unverwindbar darunter gelitten, daß man sie weder als Kind noch als Frau, auch nicht als Landesmutter jemals geliebt. Wohl stand sie am Tage des Goldenen Regierungsjubiläums als erprobte Gefährtin turmhoch über der ehr- und ränkesüchtigen Jagemann, wohl überbrachte ihr kein Geringerer als Goethe die Medaille, mit der Fürst und Volk ihr, der Retterin Weimars, huldigten. Dankbarkeit und Verehrung konnten ihr nicht ersetzen, was ihr die Liebe zeitlebens vorenthalten.

Nach dem jähen Tode Carl Augusts 1827 hatte die greise Fürstin eine merkwürdige Sinnestäuschung. Sie glaubte, so deutlich, daß sie erschrocken das Haupt wendete, die Stimme des Verewigten zu vernehmen. Und diese Stimme sagte zwei Worte, die aus der unheilbar verwundeten Seele dieser Frau emporgestiegen sind; sie sagte: „Laß' mich!“

Die Gegner der Jagemann hätten, nun sie ihres mächtigen Beschützers beraubt war, gern ihr Mütchen an der Favoritin gekühlt, wenn Carl Augusts Witwe sie ermuntert hätte. Sie gab jedoch Befehl, nach der Beisetzung die Gruft noch einmal zu erleuchten, um Karolinen und ihren Kindern einen letzten Abschied von dem Dahingegangenen zu ermöglichen. Da verkroch sich der lauernde Haß feige vor der schützenden Geste Louisens, die, wie ihre Biographin Eleonore von Bojanowski schrieb, das Leid der Frau als Fürstin trug. Sie war, und das bringt sie uns menschlich näher, in jedem entscheidenden Augenblick fähig, über sich hinauszuwachsen und das darzustellen, was man von fürstlicher Größe und Hoheit erwartet. Das sichert ihr, der zu Lebzeiten so oft Übersehenen, im Gedächtnis der Nachwelt ihren Platz neben Anna Amalia, Carl August und Goethe. Wer sich der am 14. Februar 1830 zu Weimar entschlafenen Herzogin Louise erinnert, muß unwillkürlich an Goethes Worte denken: „Welch eine Frau!“

SPIEGELBILD IM WASSER

Der bleichen Wasserrose
Gleicht drunten mein Gesicht,
Darum die Alge lose
Die grünen Haare flicht.

Wie seltsam blüht die Weiße,
Vom Fleische ganz erlöst,
Erhebend, wenn der heiße,
Der Lufthauch sie entblößt.

Dann überläuft ein Zittern
Das Wasser, bis es schwankt,
Ein Schauer von Gewittern,
Der Mittag ist erkrankt.

Wie eine Anemone
Entblättert mein Gesicht,
Zerflossen ist die Krone,
Erloschen ist das Licht.

Oda Schaefer

Georg Trakl

Er war der letzte Poet deutscher Zunge, der dieser Welt in seiner reinsten Glut erschienen ist, eingetaucht mit seinem ganzen Sein in die geschmolzene, dann zu ehernen Formen gestaltete Materie der Poesie.

Als ideale legendäre Erscheinung eines Frühvollendeten lebt er weiter in seinem Andenken, das sich nicht verträgt mit den Intentionen moderner literarischer Betriebsamkeit. Trakls Leben und Dichten war phrasenlos weltabgewandt, aufs äußerste gesteigertes Leiden an sich selbst und an der Welt. Als jahrelange Annäherung an die eigene Vernichtung und durch die lange anhaltende Vision eines Weltuntergangs, vollzog sich in ihm seine frühe Vollendung. Sein schauerlich dunkles volltönendes Saitenspiel hat ihn hinabgeleitet, durch alle Haltlosigkeiten des Erdenstandes, an den letzten Qualenort, wo ihm, unter den Rädern der kriegführenden Staatsmaschine, sein Ende bereitet war.

Georg Trakl wurde geboren am 3. Februar 1887 in Salzburg, als viertes der sechs Kinder des Eisenhändlers Tobias Trakl und seiner zweiten Frau Maria, geb. Halik. Kindheit und Jugend verbrachte er in Salzburg. Er besuchte durch sechs Klassen das Gymnasium und studierte, nach Absolvierung eines Praktikantenkurses, Pharmazie in Wien. Nach vollendetem Studium ließ er sich im Militärapothekeerdienst aktivieren, trat jedoch aus gesundheitlichen Gründen bald in die Reserve zurück. Eine Schreiberstelle an einem Ministerium in Wien hat er nur wenige Tage ausgefüllt; dann floh er nach Tirol, wo Ludwig Ficker, Herausgeber des „Brenner“ ihm in Mühlau bei Innsbruck liebevoll Obdach bot.

Salzburg, die „schöne“ Stadt, mit ihren lieblichen Umgebungen; die heroischen Landschaften Tirols; eine Gelegenheitsreise nach Berlin und ein paar Ausflüge nach Italien, nach Venedig und an den Gardasee: das sind die Stätten und Grenzen seines äußeren Lebensweges.

Im August 1914 rückte Trakl mit einer Sanitätskolonne von Innsbruck aus nach Galizien ins Feld.

Hier sei auf ein Buch hingewiesen, das leider vergriffen ist: „Erinnerung an Georg Trakl“ (Brenner Verlag, Innsbruck 1926) ein vorbildliches Schriftedenkmal, das die Freunde dem verewigten Dichter gesetzt haben. Dieses Buch enthält unter anderem: einen Aphorismus von Karl Kraus (er steht am Schluß dieses Aufsatzes); einige Briefe Rilkes an den Herausgeber des „Brenner“; ein Gedicht „Am Grabe Georg Trakls“ von Josef Leitgeb; eine Studie über den Menschen und Dichter von E. Marholdt; zwei Abrisse über die Erscheinung des Dichters von Karl Borromäus Heinrich; Begegnungen mit Trakl von H. Limbach; einen Aufsatz von Karl Röck über die Anordnung der Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen (Kurt Wolff 1917); Briefe Trakls; Ludwig Fickers Nachruf am Grab und den Brief des Bergarbeiters Mathias Rot aus Hall in Triol, der Trakls Bursch und der einzige lebende Zeuge seines Begräbnisses war.

Auf dieses seltene Buch, sowie auf den betreffenden Teil der Schlußschrift

Fickers „Frühlicht über den Gräbern“ im letzten Heft des „Brenner“ (1954) wird jeder zurückgreifen müssen, dem es um Kenntnis des Falles sowie um Erkenntnis seiner höheren Bedeutung Ernst ist. Hier sei auch angemerkt, daß der Herausgeber der Salzburger Gesamtausgabe Werk und Erscheinung des Dichters durch unlautere journalistische Manipulationen für jedes feinere Gefühl geschändet hat.

Die Dichtungen Trakls, wie sie uns in der Zusammenstellung von Karl Rök (Kurt Wolff 1917, jetzt I. Band der Gesamtausgabe des O. Müller Verlages in Salzburg) vorliegen, sind wahrlich ein dichterisches Vermächtnis. Stygischer Lebenswandel und Qualschrei der Kreatur sind in deutscher Sprache seit Hölderlin nicht mehr mit solchem Wohllaut vermählt gewesen. Hier sind wieder die tausend Stöße am Werk, arbeitet Notgedrungenes an seiner dauernden Gestalt. Zerstörende Erkenntnismächte brechen ein in die Traumverschleierungen eines noch jungen Lebens, doch im Lichte eines Kulturpessimismus, der keiner Diskussion zugänglich war, zeigte sich eine verklärende Macht im Gedicht. Eine apokalyptische Wahlstatt war ihm die Erde. Von dunkler Reine sind die Wortgebilde dieses poetischen Sehers, teils ureinfache, teils sehr komplizierte Gedichtorganismen; doch ist für das Erlebnis nichts Hinderndes in ihrer Kompliziertheit, denn als mächtig erweist sich die Führung sanfter oder drohender Gewalten, schwebend in tönendem Gewölk, und die farbige Leuchtkraft der Bilder. Aus aufscheuchenden Emotionen erwuchs die gesammelte Kraft dieser seltsamen, der Kritik sich entziehenden Versgebilde.

Trakl glaubte an Jesus Christus, er liebte die Armen. Sünde und Sündenstrafe waren ihm konkrete Begriffe. Die Großstadt hat er als Stätte eines rasenden Verderbens erlebt; im Anschau ländlicher Natur und in einfachen sozialen Verhältnissen brachte er seine Seele zu harmonischer Versenkung. Er glaubte nicht an den Fortschritt, den er perhorreszierte. Er glaubte an das Offenbarungszeugnis der Bibel, und nächst der Bibel erschloß sich ihm die Fülle der Gesichte in den Romanen Dostojewskys, sie haben sein Denken und Handeln stark beeinflusst. Goethes vielseitige Dichter- und Geistesgröße und weltmännische Lebensführung hatten für ihn nichts Anziehendes. Er glaubte an die messianische Mission des Russentums. Deutschlands ungeheure industrielle und kommerzielle Entwicklung hat er grimmig verurteilt und in diesem Zusammenhang einen Vernichtungskrieg vorausgesehen. Einflüsse auf Trakls dichterisches Gestalten sind von der deutschen Barocklyrik und von Hölderlin nachweisbar, insbesondere in Hölderlins späten Gedichten ist ihm sowohl für die Anschauung der Dinge als auch für die Versform manches vorgegeben. Für einen Einfluß Jean Pauls gibt es keinen Beweis; mir aber erscheint Trakl oft als ein wiederverkörperter, ins Lyrische verkürzter, der Satire und des possenhaften Humors beraubter Jean Paul; zum Vergleich mit der einzigartigen Bildkraft dieses großen Dichters findet sich Ebenbürtiges (und seltsam Ähnliches) nur in Trakls Gedichten.

Weitere Einflüsse sind von Baudelaire und von Rimbaud her nachzuweisen. Die Einwirkung Rimbauds verdichtet sich stellenweise bis zur Abhängigkeit. — Von Trakls Zeitgenossen stehen ihm am nächsten Georg Heym und Else Lasker-Schüler.

Die Bestimmung des Dichters, Bewahrer der Natur zu sein, und wo er dies nicht mehr ganz sein kann, weil er schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfährt, als Zeuge und als Rächer der Natur aufzutreten —: diese, hier in Schillers Definition gegebene Bestimmung des Dichters hat Trakl erfüllt. Allem entsetzlich Banalen und unnütz Entsetzlichen im Gesellschaftlichen und im Publizistischen war er Feind; er haßte das geistreiche Geschwätz und die wesenlosen, Wesentlichen verhindernden Konventionen.

In seiner konsequenten Verantwortung vor dem Geist glich er Karl Kraus, von dem er folgendes poetische Bild schuf:

Weißer Hohepriester der Wahrheit,
kristallne Stimme, in der Gottes eisiger Odem wohnt,
zürnender Magier,
dem unter flammendem Mantel der blaue Panzer
des Krieges klirrt.

Mir erscheint Trakl als dämonisierter Idylliker. Lautlos bewegt sich ein dämonisches Geschehen hinter den harmonischen Bildern der Landschaft; Trakls Gedichte sind dämonisierte Idyllen.

Die leisen Geräusche des Verfalls, die fortwährenden Todestöne des Weltgeschehens schwellen zum Choral, dem ein Einziger lauscht. Seine eigentlich geistliche Erkenntnis: daß Gut und Böse kein Ganzes bilden, sondern der Ergänzung bedürfen durch Opfern und Sühnen. Trakls Schauen umschloß einen Kosmos der Zerstörung, suchte durch lange düstere Bildfluchten nach dem selten erstrahlenden Augenblick der Erhebung:

Reinheit! Reinheit! wo sind die furchtbaren Pfade des Todes,
des grauen steinernen Schweigens, die Felsen der Nacht
und die friedlosen Schatten. Strahlender Sonnenabgrund.

Oder:

Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel,
wenn er staunend Arme und Beine bewegt
und in purpurnen Höhlen stille die Augen rollen.

Trakls letzte Gedichte, „Klage“ und „Grodek“, bezeichnen absolute Höhepunkte in der deutschen Lyrik.

Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
und blauen Seen, darüber die Sonne
düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
sterbende Krieger, die wilde Klage
ihrer zerbrochenen Mäuler.

Doch stille sammelt im Weidengrund
rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
das vergossene Blut sich, mondne Kühle;
alle Straßen münden in schwarze Verwesung.

Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;

und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
die ungeborenen Enkel.

Nach der Schlacht bei Grodek mußte Trakl in einer Scheune neunzig Schwerverwundete allein betreuen; daß er ihnen nicht helfen konnte, trieb ihn zur Verzweiflung, so daß er sich erschießen wollte; hinzukommende Kameraden nahmen ihm die Pistole ab. Kurze Zeit darauf wurde er, zur Beobachtung seines Geisteszustandes, in die psychiatrische Abteilung des Garnisonsspitals in Krakau kommandiert. Er fürchtete, vor ein Kriegsgericht gestellt, verurteilt und erschossen zu werden.

In dieser Situation wurde er durch den Besuch Fickers, der zur Hilfe herbeigeeilt war, erfreut und vorübergehend beruhigt. Er las dem Freund Gedichte von Johann Christian Günther vor, die er erst vor Kurzem kennengelernt hatte, mit besonderer Betonung jenes „An sein Vaterland“, dessen letzte Strophe lautet:

Ich fürcht', ich fürcht' es blitzt von Westen
und Norden droht schon über dich,
du pflügst vielleicht nur fremden Gästen,
ich wünsch' es nicht. Gedenk an mich.
Du magst mich jagen und verdammen:
ich steh', wie Bias bei den Flammen,
und geh', wohin die Schickung ruft,
hier fliegt dein Staub von meinen Füßen,
ich mag von dir nichts mehr genießen,
sogar nicht diesen Mund voll Luft.

Das Irrenhaus war die letzte Erdenstation des Dichters, eine Hinrichtung die letzte Drohung, die er von dieser Welt über sich schweben spürte. — Ficker eilte zur Beschleunigung des Hilfswerkes nach Wien. Ein paar Tage darauf starb Trakl, vermutlich an einer zu starken Dosis Gift, 27 Jahre alt — im selben Alter wie Günther — in der Nacht vom 3. zum 4. November 1914.

1925 wurden seine Gebeine nach Tirol überführt und auf dem Friedhof in Mühlau bestattet.

Karl Kraus hat Trakl 1912 zum Dank für dessen ihm gewidmeten „Psalm“ folgenden Aphorismus geschrieben:

Siebenmonatskinder sind die einzigen, deren Blick die Eltern verantwortlich macht, so daß diese wie ertappte Diebe dasitzen neben den Bestohlenen. Sie haben den Blick, der zurückfordert, was ihnen genommen wurde, und wenn ihr Denken aussetzt, so ist es, als suchte es den Rest, und sie starren zurück in die Versäumnis. Andere gibt es, die denkend solchen Blick annehmen, aber den Blick, der dem Chaos erstatten möchte, was sie zuviel bekommen haben. Es sind die Vollkommenen, die fertig wurden, als es zu spät war. Sie sind mit dem Schrei der Scham auf eine Welt gekommen, die ihnen nur das eine, erste, letzte Gefühl beläßt: Zurück in deinen Leib, o Mutter, wo es gut war!

Zeittafel vom 15. Dezember 1956 bis 15. Januar 1957

15. 12. Budapest Industriewerke von Polizei besetzt. Bundestag billigt Eingliederung des Saargebietes. Spaak neuer Generalsekretär der NATO.
16. 12. Schwere Kämpfe in den ungarischen Provinzen.
18. 12. Nehru bei Eisenhower in Gettysburg, Farmbesichtigung. In Warschau polnisch-sowjetischer Truppenvertrag unterzeichnet.
23. 12. Vier Jahre Zuchthaus für Otto John. Anglo-französischer Rückzug aus Port Said beendet. Revolution auf Sumatra.
27. 12. Adenauer trifft durchreisenden Nehru in Düsseldorf. Lesseps Denkmal von ägyptischen Nationalisten gesprengt. Perwuchin sowjetischer Planungsminister (bisher: Saburow).
30. 12. Eisenhower-Doktrin für Nahost angekündigt. Ulbricht schlägt Konföderation der Bundesrepublik mit der Sowjetzone als „Übergangslösung“ vor.
 1. 1 Saargebiet feierlich zum zehnten Land der Bundesrepublik erklärt. SBZ-Regierungsdelegation in Moskau.
 4. 1. 1957 sollen 25 deutsche NATO-Flugplätze mit einem Aufwand von 1,5 Mrd. DM gebaut werden. Ehem. britischer Verteidigungsminister Shinwell (Labour) rät zum Abzug der britischen Truppen aus Deutschland.
 6. 1. Ostblockkonferenz unterstützt Regime Kadar.
 7. 1. Tschou En Lai in Moskau. In der Bundesrepublik fehlen Schulneubauten im Wert von vier Mrd. DM. Bewilligte Militärausgaben steigen auf 5,85 Mrd. DM.
 9. 1. CDU setzt Auflösung der Bundestagsunterausschüsse für Verteidigung durch.
 10. 1. Schatzkanzler Harold MacMillan ersetzt Eden als Premier. Zentralbankrat senkt Diskontsatz auf $4\frac{1}{2}\%$.
 11. 1. Adenauer: Pläne für eine entmilitarisierte oder mil. „verdünnte“ Zone würden von der Bundesrepublik seit 1953 verfolgt. Tschou En Lai bei Gomulka. Neue Streiks in Budapest.
 13. 1. Amerikanische Regierungssprecher zeigen sich über die Erklärungen Adenauers vom 11. 1. befremdet. Ungarn: Todesstrafe für Aufruf zum Streik. Jemen erklärt Verträge mit Großbritannien von 1943 und 1951 für aufgehoben.

WIRTSCHAFTS - RUNDSCHAU

Die Industriestaaten der *westlichen Welt* befinden sich in einer Periode nachlassender realer Wachstumsraten. Das Gesamtbild differenziert sich stärker. Das Nachlassen der Expansionskraft ist einmal Folge der konjunkturdämpfenden Kredit- und Wirtschaftspolitik, beruht zum andern wohl auf wahrscheinlich vorübergehendem Nachlassen der Unternehmungslust. Bei eher rückläufigen Preisen für die Welt-Rohstoffen bestehen in den Ländern Tendenzen zu Preissteigerungen. Die Regierungen und die Notenbanken werden sich weiter um deren Dämpfung bemühen. Auf längere Sicht läßt die Gewalt und das Tempo des technischen Fortschritts erwarten, daß die Investitionslust wieder stärker wird.

In den USA ist die Investitionstätigkeit der gewerblichen Wirtschaft wieder auf hohem Stand. Die Wirtschaftsentwicklung vollzieht sich unter deutlicher Steigerung der Preise im Großhandel und für die Lebenshaltung. Das Zentralbankensystem hält daher an der leicht restriktiven Kreditpolitik fest. Trotz stagnierenden Lageraufbaues sichert der Auftragsbestand zunächst die hohe Beschäftigung, wobei die reale Wachstumsrate sich verringern dürfte.

In Westeuropa ist die Verlangsamung der Expansion deutlicher. Die Eingriffe der Notenbanken und der Regierungen zur Bekämpfung der Preissteigerungstendenzen haben die übergroße Nachfrage verringert. Zusammen mit leichtem Rückgang der Investitionslust und zunehmendem Angebot als Frucht der Investitionen der letzten Jahre wirkt dies preisberuhigend. Die Schwierigkeiten bei der Zahlungsbilanz werden indess mindestens einige Staaten zur Beibehaltung wenn nicht gar zur Verschärfung der restriktiven Konjunkturpolitik vorerst noch veranlassen.

Die Bemühungen um den Start zu einem *europäischen Gemeinsamen Markt* werden unter dem politischen Druck, die beim Suez-Konflikt zu Tage getretene Schwäche „Europas“ zu beseitigen, verstärkt fortgesetzt. Der Vertrag der Montanunion-Staaten wird vielleicht noch vor der parlamentarischen Sommerpause ratifiziert. Der erste materielle Schritt — der Zollabbau untereinander

um 10 % — ist aber erst ein Jahr später fällig. Für die Verwirklichung der Wirtschaftsunion sind zwar die Bestimmungen über die technische Durchführung des internen Zollabbaues wichtig, stellen aber nicht das Kernproblem dar. Ein gemeinsamer Markt kann nur dann die an ihn gestellten Erwartungen erfüllen und richtig funktionieren, wenn in den Teilnehmerländern eine gleichgerichtete Wirtschaftspolitik getrieben wird. Die „Grundsatz-Formulierungen“ die der Vertrag hierüber enthält, binden zwar die Vertragspartner, und die Institutionen (Ministerrat, Gemeinsame Kommission usw.) werden sich um solche Gleichrichtung bemühen. Entscheidend ist aber, ob im Einzelfall eine Regierung bereit sein wird, auf diese oder jene Maßnahme in der Wirtschafts- und erst recht in der Finanz- und Währungspolitik zu verzichten, die zwar unter momentanen nationalen Interessen wünschenswert wäre, sich aber mit der auf das rechte Funktionieren des Gemeinsamen Marktes auszurichtenden Politik nicht vertragen würde. Der Gemeinsame Markt erfordert zwar nicht unbedingt eine gemeinsame einheitliche Währung. Aber die Geld- und Kreditpolitik der Teilnehmerstaaten muß derart aufeinander abgestimmt verlaufen, daß nicht durch Verschiedenheiten Währungsgefälle entstehen, die das gegenseitige Anpassen der Wirtschaftsverhältnisse in den Teilnehmerländern auf Grund des freien Wettbewerbs verhindern oder gar verzerren. Sofern es nicht gelingt, die Währungsprobleme zwischen den Teilnehmerstaaten (eigentlich nur das Problem Frankreich/Deutschland) vor dem praktischen Beginn der ersten Zollsenkungsphase zu bereinigen, sollte man dies aber während dieser Phase mit aller Kraft anstreben. Überhaupt muß sie zur sorgfältigen Durcharbeitung und planvollen Lösung der wirtschaftlichen Kernprobleme des Gemeinsamen Marktes genutzt werden. Denn dies ist in den bisherigen Verhandlungen allzu kurz gekommen. Viel Zeit kosteten nicht nur die technischen Fragen des Zollabbaues und die Einfügung der zahlreichen die Durchführung der Idee stark hemmenden Vorbehalte und Sonderwünsche Frankreichs. Die Brüsseler Verhandlungen standen

auch zu sehr unter dem politischen Druck der Außenminister und räumten den Wirtschaftsministerien allzu geringe Einflußmöglichkeiten ein.

Von großer Bedeutung wird jene Formel sein, die ermöglicht, den Brüsseler Vertrag ohne umständliche Formalitäten einem Vertrag über die Schaffung einer „Freihandelszone“ anzupassen, an der die Mitgliedsländer der OEEC, vor allem also Großbritannien, sich beteiligen würden. Denn dies ist nicht nur die gebietlich umfassendere Idee. Bei gleichartigem Zollabbau der Teilnehmerländer untereinander überläßt sie ihnen gegenüber Dritten die Zollhoheit (Brüssel will einen gemeinsamen Außentarif schaffen). Hierin und in andern Einzelheiten, auch in einer größeren Elastizität im Institutionellen, ist sie wirtschafts- und wirklichkeitstnäher. Auch dürfte die Einföhrung Frankreichs in ein gemeinsames Konzert im Rahmen einer zahlreicheren Beteiligung von Ländern leichter gelingen als in dem kleinen Kreis der Montanstaaen, wo Frankreichs Sorge vor dem Gewicht der deutschen Wirtschaftskraft stärker auf Berücksichtigung und Absicherung gedrängt hat und weiter drängen wird. Der schnelle Abschluß des Kleineuropa-Vertrages mag eine politische Notwendigkeit sein. Es wäre aber wünschenswert und wohl auch lohnender, nunmehr das Schwergewicht der sachlichen Arbeit an einer europäischen Wirtschaftsunion auf die Verwirklichung der Freihandelszone zu legen.

Die auf die Wirtschaftsentwicklung in der *Bundesrepublik* wirkenden Kräfte lassen sich zu Beginn des neuen Jahres nur schwer bewerten. Im Investitionssektor hat die Konjunktur sich beruhigt. Die reale Wachstumsrate läßt nach. Aber die Erhöhung der Massenkaufkraft, einige bevorstehende Lohnerhöhungen, der Wandel in den öffentlichen Finanzen vom Einnahme- und Ausgabeüberschuß und die Kräfte in der Außenwirtschaft lassen die Lage als recht labil erscheinen.

Auf dem Investitionssektor hat die Nachfrage nachgelassen. Das Volumen der Bauaufträge hat sich fühlbar verringert. In den Investitionsgüterindustrien, vor allem im Maschinenbau, war im Herbst der Auftragseingang rückläufig. Stärker als die Politik der Notenbank dämpften die den Kapital- und den Rentenmarkt schädigenden Maßnahmen

und Unterlassungen, rückläufige Unternehmensgewinne und (psychologisch) stärkere Investitions-Vorsicht. Der Nachfragerückgang erlaubt hier nicht mehr ohne weiteres die Abwälzung von Kostenerhöhungen in den Preisen. Auch Preisauftriebe aus sich verstärkender Investitionslust — die langfristig gesehen, notwendig ist — würden durch die Erhöhung der Kapazitäten und den Kostensenkungen, Früchte der letzten Investitionswelle, gebremst. Vom Bau-sektor werden keine dynamischen Impulse ausgehen.

Auf der andern Seite steigt die Massenkaufkraft aus Steuersenkung, Lohn- und Rentenerhöhungen. Ob dies zu einer solchen Verstärkung der Konsumentennachfrage führt, daß in diesem Bereich die Abwälzung von Kostenerhöhungen in den Preisen möglich wird, hängt davon ab, wieweit das erhöhte Einkommen gespart oder in Nachfrage verwandelt wird, wieweit solche Nachfrage sich auf Konsumgüter oder Dienstleistungen erstreckt und wieweit das Angebot ihr genügend elastisch entsprechen kann. Die Stärke der latenten Gefahr für Preiserhöhungen auf dem breiten Gebiet der Konsumgüter entzieht sich einer Schätzung. Bedenklich erscheint, daß um Mitte Januar die Produzenten in breiter Front Preiserhöhungen gegenüber dem Einzelhandel durchzusetzen versuchen, weil die Kostenerhöhungen aus höheren Löhnen, der Arbeitszeitverkürzung und weiteren Gründen, dies nahelegen und die hohe Massenkaufkraft die Abwälzung zu gestatten scheint. Diese Spannungen bedürfen umso größerer Aufmerksamkeit, als dieser Konsumsektor der Steuerung durch die Notenbank nicht zugänglich ist. Hier hängt die Preisstabilität von der allgemeinen Wirtschafts- und Sozialpolitik der Regierung, von dem Verhalten der großen sozialen Gruppen und der Kaufdisziplin der Bevölkerung ab.

Weitere Erhöhungen der Massenkaufkraft sind aus Lohnerhöhungen in der öffentlichen Verwaltung, bei Bundesbahn und Bundespost sowie in der Landwirtschaft zu erwarten, selbst wenn keine eigentliche neue Lohnwelle beginnt. Wir gehen hierauf besonders ein, weil diesen Lohnerhöhungen zum Ausgleich keine entsprechende (volkswirtschaftliche) Leistungssteigerung gegenübersteht, und sie nicht aus eigener Wirtschaftskraft gezahlt werden können, sondern es dazu

öffentlicher Zuschüsse oder behördlich gebilligter Preiserhöhungen bedarf. Trotz günstiger Entwicklung ist die Betriebsrechnung der Bundesbahn noch defizitär. Bei Beibehaltung der bisherigen Tarife und des Investitionsvolumens kann eine Lohnerhöhung nur aus höherem Bundeszuschuß, also aus Steuern bzw. der Kassenreserve gezahlt werden. Bei der Landwirtschaft liegt es ähnlich. Ihre Erlöse decken für die mitarbeitenden Familienangehörigen nicht einen andern Bereichen vergleichbaren Lohn. Zur Verbesserung der Liquidität (durch Verbilligung der Düngemittel u. ä.) und für unerläßliche Hilfen zur strukturellen Umstellung werden öffentliche Mittel von jährlich insgesamt über 1,5 Mrd. DM gegeben. Von Teilen der Landwirtschaft würde die Lohnerhöhung aus diesen öffentlichen Zuschüssen bezahlt, also die Strukturumstellung entsprechend verzögert und erschwert werden. Wir möchten nicht mißverstanden werden: es geht hier nicht um die „Berechtigung“ der Lohnforderungen, sondern nur um ihre wirtschaftsdynamische Kennzeichnung. Die auf die gute Wirtschaftslage der fortschrittlichen Industriegruppen und -betriebe abgestellte Lohnwelle ergreift bei dem — selbstverständlichen — inneren Zusammenhang des gesamten Lohnniveaus auch Bereiche minderer Wirtschaftskraft, minderer Ausgleichs- und Ausweichmöglichkeiten. Die aus allgemeinen — überwiegend politischen — Erwägungen angestrebte Preisruhe ist in diesen meist noch gewissen Preisbindungen unterliegenden Sektoren dann nur durch öffentliche Zuschüsse zu erhalten. Bricht man diesen Zirkel nicht einmal auf, so wird die Kluft zwischen Kosten und Preisen immer größer und erfordert steigende Subventionen.

Wollen wir uns in solchem Gestrüpp nicht verlieren, so wird es in nicht zu ferner Zeit notwendig sein, die Preise in jenen wichtigen Gebieten, in denen sie den Kosten nicht entsprechen — wir nennen in erster Linie Kohle und Transporttarife — *entsprechend zu erhöhen*. Dies Problem ist ungemein schwierig, weil solche Maßnahme die Kostengestaltung der Gesamtwirtschaft peinlich beeinflusst, zu lösen aber unerläßlich, weil in diesen Bereichen nicht zu erwarten ist, daß in absehbarer Zeit durch Rationalisierung die Kosten auf ein den heutigen Preisen entsprechendes Niveau gedrückt werden

können. Bei der Landwirtschaft bestehen hierfür gewisse Möglichkeiten. Sicher ist indes, daß dies Problem von der jetzigen Regierung nicht mehr angeschnitten wird.

Infolge des langsamen Anlaufens der Aufrüstung entstanden in den letzten Jahren beim Bund erhebliche Kassenüberschüsse (derzeit ca. 7 Mrd. DM). Diese Geldstillegung, die die restriktive Kreditpolitik der Notenbank unterstützte, wird in der zweiten Hälfte dieses Jahres in einen Abbau dieser Kassenreserven umschlagen und die Geldvermehrung, die aus Export und aktiver Zahlungsbilanz fließt, verstärken. Dem sich verbreiternden Geldzustrom steht die Notenbank mit erweitertem Instrumentarium (Offenmarktfond) gegenüber. Würde es nicht ausreichen, könnten wir wieder in den Zirkel von Restriktionen, Investitionsdrosselung, Exportdruck, Zustrom von Auslandsgeld geraten. Die Gefahren aus der Flüssigkeit würden am besten vermieden, wenn durch Sparen Geld in Kapital überführt würde. Verstärkte Kapitalbildung ist nötig im Hinblick auf die großen Investitionen, die die Gesamtwirtschaft z. B. auf dem Gebiet der Energieversorgung und des Verkehrs erfordert, aber auch als Kompensation der tendenziell für längere Zeit zu erwartenden Geldflüssigkeit. Für die Kapitalbildung wirksame Anreize zu schaffen ist eines der wichtigsten Probleme unserer Wirtschaftspolitik.

An Stelle des Gestrüpps von Vergünstigungen, mit denen man Teile des Kapitalrinnals in bestimmte Verwendungsbereiche „leiten“ will (und die Verkrampfung des Kapitalmarktes vergrößert hat), sollte man einen allgemeinen Sparanreiz durch Prämien schaffen. Hierbei müßten allerdings alle allgemeinen Spararten und alle Rentenwerte gleichbehandelt werden. Man sollte solche Pläne nicht ablehnen in der Furcht, die Gewährung von Prämien aus öffentlichen Mitteln würde als „Ausgleich“ für eine zu erwartende Geldentwertung aufgefaßt werden. Gerade die Beschleunigung der Kapitalbildung — die sich unter den obwaltenden Umständen von allein kaum einstellen dürfte — ist ein wesentliches Erfordernis für jene Leistungssteigerung der Gesamtwirtschaft, die zum Ausgleich des Kostendrucks und damit zur Erhaltung stabiler Preise notwendig ist.

Friedrich Lemmer

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

„Mir ist nicht wohl in unserer westdeutschen Gegenwart! Ich bitte um Verzeihung, daß ich mit einem Satz von solch düsterer und unbedingter Absichtlichkeit beginne, aber ich bin der vielleicht naiven Auffassung, Ort und Zeit seien mir nicht gewährt, um mich in wohlfeiler Lauheit und in schönen, jedoch unverbindlichen Redefloskeln zu ergehen. Mir ist also nicht wohl in unserer westdeutschen Gegenwart.“ Das Unbehagen, das Paul Schallück mit vielen teilt, rührt von der unbewältigten Vergangenheit: „Noch immer ist sie nicht in unser Bewußtsein eingedrungen, noch immer sind es nur unfasßbare statistische Zahlen, die bekanntgeben, wie viele Wohnungen zerstört, wie viele Leben vernichtet wurden. Sie müßte doch angenommen, statt vergessen werden, müßte doch im Bewußtsein gegenwärtig sein, im Bewußtsein unseres Volkes umgewandelt werden in eine Kraft, die unser Leben bestimmt, es heilsam zu beeinflussen vermöchte.“

Aber solches ist nicht geschehen. Vor-erst sind wir ausgewichen und weichen immer mehr aus. Wie ein Student vor dem gefürchteten Examen. Wir leben und tun heute immer mehr so, als sei nichts geschehen. Als seien Trümmer und Gräber die Folgen eines Orkans einer Naturkatastrophe, und nicht eines nazistischen Krieges. Die Vergeßlichkeit läßt den Krieg als ein natürliches Geschehen erscheinen und unterschlägt, daß er geführt wurde von einer braunen Diktatur. Die Vergangenheit verblaßt zu einem von uns nachträglich entworfenen Schemen. Und es hat den Anschein, als schwebe unser Volk ohne Wurzeln, ohne Erfahrung, ohne Erziehung durch ein grausames Schicksal, in der Luft. Und doch hat es bei uns vor elf, vor zehn, noch vor neun Jahren eine Epoche gegeben, die uns alle trotz der wirtschaftlichen Misere hoffnungsvoll stimmte. Eine Zeit, in der wir damit begannen, das Vergangene und die Toten heimzuholen, sie anzunehmen, sie in unser Bewußtsein aufzunehmen, aus ihnen neue Kraft zu schöpfen. Damals brannte es unter uns und in uns. Da brannten Scham und Hoffnung, da brannten Ideen, da waren die Toten noch gegenwärtig. Da brannte das „Nie-Wieder“ und das

„Jetzt-Endlich“. Es brannte die Hoffnung, das Vergangene könnte uns Kraft geben zu einem neuen politischen und privaten Leben.“ (*Sonnenberg-Briefe zur Völkerverständigung*, August 1956.)

Sie hat uns Kraft gegeben, das läßt sich nicht leugnen, aber nicht genug. Und dieses zu wenig ist's, das den Vielzuvielen, die dem vor Alter Bösen anhängen, erlaubt, wieder nach der Jugend zu greifen. Das zeigen Auszüge einer erschütternden Betrachtung des politischen Niveaus gewisser Studentenblätter, die D. Grossherr anstellt. „Das Anwachsen der Korporationen alten Stils in den letzten sechs bis acht Jahren hat zwei Ursachen: 1. Viele Studenten erfüllen mit dem Beitritt zu einer Korporation den Wunsch ihres Alten Herrn, der glaubt, auf diese Weise eine traditionelle Verpflichtung erfüllen zu müssen. Des öfteren finden sich in Korporationszeitschriften Stellen wie ... entstammt einer echten burschenschaftlichen Familie“. 2. Für die meisten sind andere Gründe ausschlaggebend. Man sucht Sicherheit, geselligen Zusammenschluß, Freundschaft, Unterhaltung, Ablenkung von Studium und Werkarbeit. Man hofft, von Bundesbrüdern eine bessere Verdienstmöglichkeit vermittelt zu bekommen und im späteren Beruf gefördert zu werden, denn die Korporation ist ein „Lebensbund“. Man hat es satt, inmitten vieler tausend Studenten ein unbeachtetes Dasein zu führen und hilflos auf sich selber angewiesen zu sein. Man will eines Tages nicht als stellungsloser Akademiker, dem man den Werkstudenten schon von weitem ansieht, im Leben stehen müssen. Das Sicherheitsbedürfnis ist der hauptsächliche Grund für die wachsende Zahl der Korporationsstudenten, die so ‚solide‘ und ‚vertrauenswürdig‘ erscheinen möchten wie die meisten ihrer Alten Herren. Es gilt, ihnen die ‚Erbfähigkeit‘ für die Führerposten in Staat und Wirtschaft zu beweisen.“ 170 000 aktive und inaktive Korporationsstudenten gibt es. Aus ihren anerkannten Zeitschriften zitiert Dieter Grossherr u. a.:

„Der moderne Staat, ob er sich nun liberalistisch oder sozialistisch nennt, kennt ja in Wahrheit nur das Indivi-

duum, den einzelnen Staatsbürger und seine Parteikollektive, und wo noch Bestimmungen auftauchen, die dem zu widersprechen scheinen, sind sie der widerstrebenden Staatsraison von dem noch immer vorhandenen gesunden Lebenswillen der Väter und Mütter des Volkes abgezwungen worden... Die Landsmannschaften, die Heimatverbände der Vertriebenen, entwickeln eine Wucht der Gefühlszusammenballung und des Gesinnungszusammenhalts, die sie geradezu als im deutschen Volkstum nicht mehr gekannte Großsippen in Erscheinung treten läßt... Hier formen sich Lebenskräfte neu, vor denen die giftigen Hirngespinnste der Morgenthau-Boys in Nichts vergehen.. Böswilliger Stumpfsinn weiß zu diesem echten Auferstehungsvorgang des Lebendigen nichts anderes zu plappern als die Phrase vom ‚Neofaschismus‘. Aus den in schwerstem Leidertragen wieder zu blutvollen, seelentiefen Lebenseinheiten zusammenge- wachsenen Familien, Sippen und sippen- ähnlichen Verbrüderungen der deutschen Not formt sich das deutsche Volk in wiedergewekter Lebenskraft neu. Das ist das wirkliche ‚Deutsche Wunder‘ dieser Zeit. Gott sei Dank...“

„Sozialismus und Kommunismus kommen aus der gleichen Wiege; sie verfolgen mit verschiedenen Methoden die gleichen Ziele... Wir haben nicht im KZ gegessen — jedenfalls nicht vor 1945... Es ändert nichts daran, daß unsere Alten Herren ebenso wie wir Jungen niemals etwas anderes gewollt haben, als das Glück unseres Vaterlandes...“

„Ein Volk läuft am wenigsten Gefahr, zu scheitern, wenn sein Staatswesen monarchisch und aristokratisch geführt wird... Im Gegensatz zum totalitären Staat wie zur parlamentarischen Demokratie, die sich täglich selbst aufhebt und die niedrigst nivelliert, besteht hier noch in praxi ein teleologisches Prinzip...“

„Wenn wir unsere Reichsgründungsfeier begehen, so tun wir das mit einer gewissen Wehmut... Wir leben in einer Zeit, in der es kein Reich der Deutschen gibt, sondern nur einen Bund... Die Aufgabe aber ist diese: Was uns als Erbe der Vergangenheit überkommen ist, über die Zeit der Not und der vaterländischen Dürre zu bewahren, um es fruchtbar werden zu lassen, wenn die

Zeit dafür reif ist... Das Reich ist das Erbe...“

„Das Korporationswesen war und ist seinem Grundcharakter nach eine organisatorische Ausdrucksform idealistischer Lebensauffassung. Aus dieser kamen die Impulse, die die Bünde und Verbände über allen Wechsel der Zeitverhältnisse lebendig erhielten. Der ‚Geist von Langemark‘, der 1914 mit elementarer Gewalt die akademische Jugend und zugleich einen gewaltigen Teil des Akademikertums mitriß, bewies die gewaltige Kraft dieser idealistischen Vorstellungswelt...“ (*Die Neue Gesellschaft*, November/Dezember 1956.)

Gott mit uns! Möge er uns vor diesem verblasenen Gefühlsdusel schützen! Den reichsträumerischen Knaben - samt ihren Heldenvätern in den ewigen Jünglingshosen - wünschen wir nur Gutes zu ihrem Eiapopeia. Bös ist es von Grund auf, und ein Jammer, wie diese Unseligen ein bedeutendes Erbe verspielen.

Daß es auch anders geht, zeigen einzelne Beiträge in der neuen Zeitschrift für politische Bildung und Erziehung *„Gesellschaft, Staat, Erziehung“*, die in Frankfurt am Main von Wolfgang Bobke redigiert und von Franz Ebner, Thomas Ellwein, Iring Fetscher und Friedrich Minssen herausgegeben wird. Es ist eine kleine Fachzeitschrift, in der besonders die sehr diskussionswürdigen Beiträge auffallen, die aus der schulischen Erfahrung geschöpft sind. Da wird viel Unangenehmes gesagt, und das ist gut so. Diese pädagogischen Aufsätze sind es auch, von denen die Blätter ihre Existenzberechtigung herleiten, denn was sonst zu politischer Bildung erlesen werden kann, liefern aus erster Hand Zeitschriften wie *„Gegenwart“*, *„Frankfurter Hefte“*, *„Wort und Wahrheit“*, *„Außenpolitik“*, der verbesserte *„Eckart“*, *„Der Monat“* und das ausgezeichnete *„Europa-Archiv“*. Sie sind an den großen Strom angeschlossen, der auch heute noch Europa durchpulst.

Wie wenig die Vergangenheit bewältigt ist, zeigt gerade jetzt ein Doppelbericht im *„Monat“* über den deutschen Adel. Dort stellt Herr von Studnitz allen Ernstes die Behauptung auf, die Vortrefflichkeit der junkerlichen Lebensweise habe in allen Provinzen Preußens die Landwirtschaft zu großer Blüte gebracht. Da lachen ja die Hühner, auch die preußischen, denn sogar sie haben schon von den zahllosen Entschuldigungs-

verfahren gehört, die infolge der Rückständigkeit jener Gutswirtschaften in den letzten 70 Jahren vor 1945 keine geringe politische Rolle spielten. Das Januarheft des „Monat“ trägt die Nummer 100. Das ist ein Anlaß, zu gratulieren, denn von allen Nachkriegszeit-schriften hat diese am meisten zur Diskussion beigetragen. Zuerst von der amerikanischen Militärregierung herausgegeben, dann dem Kongreß für die Freiheit der Kultur verbunden und schließlich von der Ford-Foundation unterstützt, hat „Der Monat“ einen neuen Akzent in die deutsche Publizistik gebracht. Dank der großen redaktionellen Fähigkeiten von Melvin J. Lasky und Hellmut Jaesrich ist „Der Monat“ so etwas wie eine Clearingstelle von Ideen geworden. Wenn man seine besten Eigenschaften loben will, könnte man ihn berlinisch-amerikanisch nennen. Eine Mischung, der wir viel verdanken.

„Für Leben und Gedeihen des demokratischen Staates und seiner Bürger“ schreibt Willi Eichler (*Gewerkschaftliche Monatshefte*, 1/57), „ist das Volk verantwortlich. Das gibt ihm nicht nur Rechte, sondern das legt ihm auch Pflichten auf. Die Regierung kontrollieren heißt nicht, die Verantwortung für das Wohl von Volk und Staat auf die Regierung und auf ihre Bürokratie abschieben, weil die alles besser wüßten. Die Kunst der Gestaltung des öffentlichen Lebens nennen wir Politik. An dieser Gestaltung sich wirksam zu beteiligen, ist demokratische Verpflichtung jedes Einzelnen. Dieser Verpflichtung kann er nur genügen, die öffentlichen Einrichtungen können nur dann funktionieren, wenn wirklich jedem Einzelnen möglichst gründlich zur Kenntnis gebracht wird, was sein und unser aller Schicksal entscheidend mitbedingt: nämlich die sozialen Tatsachen und ihre Verflechtungen. Schon hier kommen wir ohne die Gesellschaftswissenschaften nicht aus, ohne deren Arbeiten wir unsere immer kom-

plizierter werdende gesellschaftliche Situation nicht mehr erkennen und also auch nicht deuten können...“

„... Und hier entsteht oft ein Mißverständnis der politischen Bildung, das ausgeräumt werden muß. Die politische Bildung, die weitgehend in der Erwachsenenbildung ihren Platz haben wird, ist keine Art von Nachhilfeunterricht für die in der „Volksschule“ schlecht Weggekommenen. Man hat dem „Volk“ in der Volksschule zwar in der Tat einen großen Teil seines Kulturerbes vorenthalten, dem Volk, das heute noch zu über 90 v. H. fast seine gesamte Bildung in der Volksschule erhält. Aber das steht auf einem anderen Blatt, dem des Bildungsmonopols. Politisch gebildet werden muß heute nicht nur der Volksschüler, das Volk. Der politischen Bildung bedürfen auch und gerade die „Gebildeten“, denn viele von ihnen halten sich in dem Maße für gebildeter, in dem sie für die Politik kein Verständnis aufbringen. Was soll man etwa von einem verantwortlichen Minister unserer Tage halten, der in Zeiten schwerster Krise nichts Besseres zu sagen weiß, als daß seine Verbündeten in der Lage seien, „die Sowjet-Union von der Landkarte zu streichen“! Eine Behauptung, die neben ihrer Frivolität noch ins Lächerliche geht — denn zwei der „Verbündeten“ dieses Ministers haben zu gleicher Zeit mit ihrem Versuch, in Ägypten die politische Landkarte zu verändern, ins Leere gegriffen, weil ihre politische Bildung offenbar auch nicht weiter reichte als die ihres bundesrepublikanischen Verbündeten.“ So einfach ist's nun freilich auch wieder nicht. Politische Bildung schützt nicht vor Mißgriffen. Sie ist keine Versicherung für politischen Erfolg, nicht einmal eine Garantie dafür, daß man „richtig“ liegt. Das Beste was sie erreichen kann, ist, daß sie uns in Zweifel stürzt und die Relativität unseres eigenen Standortes erkennen läßt.

Harry Pross

Meier

Geschichte eines Volksgenossen

Ich höre ihn zur Feier des Vereins, der alten Götter Wiederkehr verkünden, seh' aus dem glänzig schwarzen Rock die knöcherige Hand — im Alten Keller war's — das Packpapier vom Abguß einer gipsernen Antike wickeln. (Ihr kurzer Hals saugt sich am Stammtisch fest.)

Ich glaubte damals, ihn zu kennen: sein Elend, seinen Fleiß, die Gründlichkeit, die wühlt, die Gier nach Bildung, die sich schleppt am Wust der höchsten Güter — ich glaubte ihn mir wohlgesinnt: auf dem Motorrad fuhr er mit mir querfeldein — ich hinten, durchgerüttelt — über Stoppeln, — hügelan in hohen Tann.

Wie lange ist das her!

Ein Riesenbau, — beflaggt, — verdunkelt uns den Frühlingshimmel. „Frucht meiner Arbeit“, spricht er feierlich und tanzt, da mein Erstaunen ihn erheitert, die Treppe auf und nieder wie ein Troll. — Ein Zauberwort. — Die Marmorwände schieben sich beiseite und laden uns in das Museum seiner Macht.

Gar Manches, Unvergleichliches, gab's da zu sehn: die Mündung des MG der Brust der Nike eingebaut (der Göttin hohles Innere war zartem Druck erschließbar), — den Musiziersalon, wo Orpheus Millöcker und Bach auf uns herniederblickten, indes ein Griff die Orgelfuge qualvoll zum Getöse steigert, den Badesaal, den Philosophen zierten und der zur Weißglut zu erhitzen war, die Guillotine, elektrisch zu betreiben, — den echten blutbefleckten römischen Altar, vor dem kein Wort mehr fiel, da mir zu übel war, den Mund noch aufzutun.

Mit höflichem Gehüstel, mein Befinden übergehend, bat Meier mich, indes er in der braunen Bibliothek, sich über einen Band von Paracelsus beugte, voranzugehen in eine angenehme Kammer, wo weiland Goethe auf und abgeschritten. Kaum war ich drinnen, müde an ein Pult gelehnt, schloß er von außen ab, um nebenan, — milchig verschwommen durch ein Lukenfenster sichtbar, — in dem Folianten still zu blättern. Nun atmete ich fade Süße und vernahm ein feines Zischen, jappte nach Luft, hantierte an der Klinke; ich klopfte an die Scheibe — der Hausherr, Seiten wendend, hörte nicht —; schon brüllte ich und schleuderte den Briefbeschwerer — das gläserne Material (welch eine Großtat unsrer Industriel!) bot ohne Scharte Widerstand, gleichwie der Türe schwere Füllung meiner Schultern Anprall. — Ich wär' erstickt, da fall' ich an die Tafelung, die umkippt, mich zur Fahrt in einen sausend glatten Schacht stößt, der die schnelle Fracht ins Licht des Hundehofes speit. Drei Bestien fahren auf den wunden Körper los, der, unbewußt behend, — das war kein Klettern mehr — des Eisengitters Höh' erspringt, um jenseits in ein wolliges Gewoge abzusacken.

Wie lieb ist mir seither das kurze Mäh! Die Schafe rieben harmlos Fell an Fell. Verstört von wütigem Gebell, begann sich ihre Masse zu bewegen, schob mich mit fort bis an die Böschung einer weißen Straße, wo bald, auf seinem hochgetürmten Wagen, ein Bauernjunge mir ins nächste Dorf den Liegeplatz gewährte. Verborgен schaukelnd in dem süßen Heu, gewann ich die Besinnung wieder.

— War ich auch damals schon ein Feigling, so ein mutiger, vitaler, junger. Ich sagte mir sogleich, daß angesichts der Macht, jedwede subjektive Krittelei zu schweigen habe. „Hut ab vor Meiers Leistung der Synthese, versöhnt sie doch das Erbe unsrer völkisch-übernationalen Hochkultur dem krassen Arsenal der technischen Moderne.“ Da offenbar die Kammer selbst nicht fertig war, die Wand — zum Glück — verfrüht sich aufgeschlossen hatte, mochte wohl auch der Apparat, dem zischend Gift entströmt, sich bloß infolge eines Fehlers eingeschaltet haben. „Selbst Meier“, sagte ich mir, „kann nicht alles übersehn. Auf Schwingen der Magie schwebt er hinan, um sich, in wohlverdienten Augenblicken edler Muße, an Tiefen Paracelsii zu laben. Vergib' ihm, daß er dein vergaß. Erweise der Gewalt die Ehre. Desinvoltuere, Mann! Du mußt dich überwinden. Sei einsamer Soldat, beziehe den Posten, von dem aus du mit Meier dich verhalten kannst, der Mießlichkeit des Zufalls ungeachtet, deine Beziehung weiter nutzen darfst, statt ihm, wenn du ihn nächstens siehst, vor Wut und Angst in etwa ins Gesicht zu kotzen. Denn eines, leider, ist gewiß: du hast nicht Mut genug, ihn zu erschlagen!“

Nur wenig später traf ich ihn, der nun allüberall berüchtigt und berühmt war, wieder. „Du alte Kernsau“, sprach er herzlich. Ach wie war die Stimme nun sonor, tief-einfach und bewegend. Wie bannten mich die brennendblauen Augen, die so parallel ins Weite schauten! „Wir meinten beinah“, — welche königliche Sprache! — „du seist uns ausgewischt und kämst nicht mehr.“ Wie zwinkert er mir zu, wie unnachahmlich jovial-dämonisch!

Und so gelang es in der Folgezeit, Symbole seiner Gunst mir zu ergattern. Ich durfte mich vor andern seltner Unterredung mit ihm rühmen. Greifbares auch schwamm mir auf dem Kanal der Gnade zu. Oh hätt' ich meinen Teil beizeiten in das Trockene gebracht, er wär' mir nicht ins Nichts zerrennen! — Der Hochgekommene erlitt so raschen Fall! Es stürzten ihn die Götter selbst ins Schicksal der Entwesung!

Als bald war das Gemunkel da — wann fing das an? —, es seien den Unsterblichen Beschwerden zugetragen worden: verächtliche Gerüchte, ausgestreut durch trübe Menschenbrut, die Meier schikanieren und zerstückten, martern und verwerten habe lassen: interne Sachen, streng genommen: bloß Lappalien. Athene, diese Superkluge, — hieß es, — habe vergebens ihre Töchter ausgesandt. Hingegen sei des Händlers Hermes sehr versierter Schützling von Meier gern empfangen worden. Das Resultat, so lasen wir, war ein Vertrag, bestimmt dazu, grundlose Ängstlichkeit und böses Mißtrauen für Jahrzehnte zu entkräften, in Wirklichkeit jedoch geschlossen, um Saturn, dem Breitmaul, der im Osten mächtig umrumore, Einhalt zu tun: denn dessen Anspruch auf die Herrschaft (da er ja die Clique um Jupiter verdamme — sie, die ihn einst auf seinen Altenteil gesetzt und seither ständig in der Arrièregarde gehalten habe) bedeute jetzt, da er sich einen neuen Anrand gäbe, grausige Bedrohung.

Was Wunder, wenn dem Meier der Erfolg zu Kopfe stieg? Stracks schloß er auch mit den Agenten des Saturn ein Bündnis und ließ verkünden, er sei selbst als Gott zu ehren.

Wir fielen damals jubelnd in die Knie, um uns, ruckzuck, erneut zu Taten zu erheben. Der alte Zwiespalt — er war überwunden. Geschäft und Pietät, Profit und Gottesdienst, Drill und Gebet, Erfolg und Andacht waren eins.

Schon brach der Nouveaudieu, begierig, sich die Welt zu unterjochen, seine Verträge mit den Hermesleuten. Im Nu besiegte er die müden witzigen Verehrer der Athene. Wie sauber ging der Krieg ihm von der Hand, bis daß er, in Verblendung, — ohne sich den Rückhalt bei den Massen des Saturn zu sichern, — den Herrn der Götter reizte und die wohlgenährten Menschenherden, an deren Blöken Jupiter Gefallen fand. Mit Worten und mit Waffen wütet er nach West und Ost; er zwingt die Lager, die einander feindlich sind, zur Einheit gegen sich zusammen!

Was hoffte er — ich frag' es mich noch heut' — als er mit Panzern einfiel in die Weite des Saturn? Die alten Gegner würden Wunden, die er ihnen schlug, als den Beweis der Kraft zu schätzen wissen? Mit einem Mal, ihm ihre Hilfe leihn? —

Verbürgt ist und gewiß nur dies: als Manches noch in Schweben war, stieg Jupiter in eigener Person zu Meier nieder. Des göttlichen Besuchs Geschichte, altbekannt, ward wiederholt dem Kleid der Zeit gemäß, als um die Stunde, da die Nacht dem Pfad der Dämmerung behutsam folgt, ein Herr, den niemand hatte kommen hören, soigniert auf Meiers Flugplatz stand.

So stark war seines Fliegeranzugs Strahlenschimmer, daß keiner ihm zu nahen wagte. Den Megaphonen, die ein „Halt“ gebieten sollten, brach die Stimme. Scharfschützen fiel die zielgewohnte Hand von ihrer Waffe. Das Minenfeld versagte. Schwacher Schrei erscholl vielstimmig aus dem Grau: Verzückung lähmte Meiers Garde. Nur Wände — silbrig um des Fremdlings schreitende Gestalt gelöst — empfingen ihn. Nachdenklich ging er durch sie hin und ließ sich — Iter sei sein Name — von einem Landsknecht, der verdrehten Auges lallte, bei dem Gewaltigen, der Form genügend, melden.

Gleichwohl: der regelwidrige Besuch erregte Meiers fürchterliche Wut. Der aus dem Ei gepellte Gast — er lief, sein Kopf war ziemlich klein, nach oben hin spitz zu — trat, ungewohnt des Wartens, ein. Er sah die Fetzen eines Gobelins an feuchten Lippen kleben.

Taktvoll ging er darüber weg. Er plauderte, am schwarzen Marmortische lehnend, mit hoher Stimme singend von dem Hauch der Sterne und der Sphären, von Wegen, mühsam, und vom Wetter, nach der Art der Menschen, harmlos.

„Du brauchst mich“, dachte Meier, „gegen den Saturn. Spar' dir den Bluff bescheidner Lässigkeit.“

„Nun rate, Freund“ rief Iter, „wovon sprach die Kälte mir?“

„Es stürmt im Osten!“ Schrie, verärgert, Meier.

„Sie riet mir“, sagte Iter freundlich, „euch die Temp'ratur zu senken“.

„Du scherzst! Fachkräfte — unsere — die besten wissen“

„Nur ein paar Grade —“ sagte Iter.

Jedoch Meier fiel dozierend ein: — Veränderung des Klimas —

„Und das Kropfzeug Mensch — es geht zugrunde.“

— sei platterdings lokal nicht durchzuführen.

Im Lauf des weiteren Gesprächs, das hin und wieder auch Saturn berührte, — nebst dem Imperium verlangte Meier kultische Verehrung in des Westens Breiten — erwies sich Iter als ein Ignorant. Der Klassiker Zitate war'n ihm ungeläufig. Es fehlte ihm Geographie, ja selbst die Kenntnis unsrer Städte. Meier gewann die Überzeugung, dieser Mann sei unseriös.

Er stellte seinen Gast bald auf die Probe. Ein Lager ließ er ihm bereiten. Er wachte an der Tür bis er des Fremden Atem regelmäßig gehen hörte. Dann schlich er selbst — da der Maschinen Blödigkeit, und schwache Köpfe, ihre Ohnmacht ihm erwiesen hatten — ein Messer zwischen Zähnen an das Bett. Furcht überkam auch ihn. Ihm war, als sähe ihm der Unbekannte unter den Lidern, die geschlossen waren, zu. Unfähig aufrecht sich zu halten, kroch er auf vieren aus dem dunklen Raum.

Süchtiger nach Bestätigung, begierig seine Schande zu vergelten, empfing er Iter an dem nächsten Tag zum großen Mahl. Vorkoster fielen vor Terinen heißer Suppe in die Knie, Hausmädchen gar, altfränkisch-niedlich, sanken hin. Selbst Würdenträger wankten in den Uniformen, sich klammernd, angeblitzt von Meier, an des Tisches Kante.

Entspannung folgte, da man Platz nahm. Iter fing zu löffeln an. Es rühmte Meier nun die eigene Küche. Monologisch (wie's bei uns der Brauch) entfaltet er die Kenntnis des Gourmets, um endlich Iter zuzurufen: —

„Heut' ist's an dir zu raten! Sag, was werd' ich dir an Köstlichem zu bieten wissen? Es ist das Beste“ — rasch erhob er sich, „ich will es eigenhändig Dir servieren.“

Eilig lief Meier fort. Er blieb nicht lange aus. Das Kind, gehalten von zwei Lehrerinnen, — wissend, sein Vater habe an dem Vortag bei dem Postendienst versagt — war still bereit. Meier erstach in Hast den Knaben. Die besten Stücke, an dem Feuer durchgeröstet, legte er Iter vor.

Kaum war's geschahn, da sprangen weiße Strahlen aus des Gottes Augen. Die hohe Tischgesellschaft stob davon. Über die Tafel tanzten Flammen. Vom dumpfen Fall der Balken, der den Schrei erstickte, sprühten Funkenfarben. Der Raum stand, der Palast in züngelnd scharfem Licht; schon wölbte sich der Bau zur Blase. Er zerfiel in lose Asche.

Dennoch war Meier auf geheimer Gleitbahn diesem Brand entkommen. Er rannte brüllend in das Land, bis er der Wiesenstille jählings inneward. Er will um Hilfe rufen: nur Gejaule dringt ihm aus dem Rachen. Zu den Getreuen will er sprechen: Die Worte weigern ihm den Dienst. Gestachelt von der Wut, die Kehle ausgedörnt vom Durst nach Rache, trifft er auf jene Herde, die mir wohlbekannt. Jetzt stürzt er sich auf sie. Schärfer denn je sind seine Zähne. Er wälzt sich heulend in dem Blut der Schafe, die Kleider — es ist kaum zu glauben — verfärben sich, verwandeln sich in langes seidig weiches Haar, haften den Armen an, die ebenfalls dem Wechsel unterliegen, die Finger wachsen ihm zusammen — Kein Zweifel, Meier wär' darob entsetzt gewesen, doch formt auch sein Gesicht sich zur Visage des Raubtiers um, sein ganzer Habitus fügt sich der neuen Mißgestalt: es war die eines Wolfes, andre sagen: eines Wesens wölfischer Natur, vom



Alter bleich, im Aug das starre blaue Licht, in Lefzen grinsend Bonhomie reißender Tiere — kurz: in Manchem ähnlich der Gestalt, in der man Meier knapp zuvor als Menschen noch gesichtet hatte.

Das war das Ende. Meier war erledigt. Wie lange währt' es aber, eh wir dies erfuhren!?

Es schieben sich zu gleicher Zeit die Zeiten ineinander, — wer weiß wie! Als Iter in das Schloß kam und der Knabe starb, die Flamme herrschte und das Kleid zum grauen Vliess gerann — war da nicht andre Zeit, die Zeit der Götter, der Tage nur Minuten sind? Erduldeten wir Ankunft, Opfer, Brand und Tier nicht Monate, nicht Jahr um Jahr?

Dahin war Meiers Reich und wir besiegt. In den zerstörten Städten, namenlos so wie sie Iter einst gewesen, folgte der Metzelei, Verschickung in die Sklavenarbeit, der Vergewaltigung, der Hunger und die Kälte. Vae Victis! Unsrer Sieger Willkür rächte sich an denen, die nicht schuldig waren und schlug aus dem Ruin nur ein Geschäft.

Wir alle glaubten damals, Meier habe uns betrogen. Da er gescheitert war, blieb keiner ihm mehr treu. Halb spielten wir nun mit der Hoffnung, daß im Großen, ein Ausgleich walte, den man sonst, im Kleinen, stets vermißt. Halb spannten wir auf neue Fäulnis, um uns der Rechenschaft, der lästigen, geschwinde zu entziehen.

„Die alte Lüge“, hieß es, „die ist tot. Drum soll die neue leben.“ Und selbst der Reue Klageweiber zogen, stolz auf das Vorrecht ihrer Tragik, aus dem Erlittenen ein Fazit weihevollen Hochmuts.

Auch ich war überzeugt, ich hätte Meier immer nur verabscheut, gab vor, Plakate, die auf Trümmerhaufen eine gute Welt versprochen, ernst zu nehmen

— und zählte heimlich doch auf des Vertrauens Irrigkeit, um beim erwünschten Schluß zu landen: Vernunft sei mit Opportunisten, den lebensfrohen, positiven, mir seit je vertraut.

Die neue Zeit kam uns entgegen. Arbeit war unser Element. Nur Lumpen fragten nach dem Sinn. Der Standard hob sich — Lohn, der reichlich lohnet, — sank auch die Fähigkeit, das Leben zu genießen. Gleichgültig gierig wie Menschen waren, der Zeitgeist kleidete sie schwarz in sein Gefrömmel ein. Die Heuchelei ward uns Natur: sie waltet in den höheren Sphären, da in den niedrigen der Wirklichkeit Ernst der Geschäfte unumstritten herrscht.

Ich kam in der mir wohlbekannten Branche der Versicherungen unter und rückte bald in den Vertrauensposten meines Hauses auf. Vor ein paar Jahren spreche ich bei einer Export-Import-Firma vor. Ein Mann, wohlhändig, um die Schläfen grau, mein Jahrgang etwa, läßt mich, wie die Herren gerne tun, über ein Blatt Papier gebeugt, ein wenig warten. Nun blickt er auf: mir wird vor Freude heiß, vor Grauen kalt, weiß nicht, wohin ich soll: „Du? Meier! — Du bist wieder da?“

Er lächelt. „Hatten wir schon das Vergnügen?“ Zwinkert starren Blicks mir zu.

Freilich, es ist der Meier nicht der bessern alten Zeit, — musisch-beflissen, schäbig und gelehrt, — und nicht der Mächtige in dem Palast — bewahre! —: ein nüchterner, ein fleißiger, ein zeitgemäßer Meier ist's, der heute mehr als einen Wagen hat, zur Kirche ab und zu geht, um des guten Tones willen, kein Radikaler, nein, kein Ideologe (das, vor allem, nicht), gesunde Skepsis zeichnet ihn ja aus und (allerdings, durchaus) Gesinnung positiver Art . . .

„Mensch — Meier — warst du denn kein Wolf? Wie bist du zu der alten — neuen — jetzigen Gestalt gekommen?“

— „Ein Wolf? — Nicht doch.“ Nun schmolte er. Von seinen Zügen strömte bleiche harte Helle aus.

Die Studienjahre, allerdings, gab er nach einer Weile zu. Wir tauschten bald Erinnerungen aus — und er: ganz das famose alte Haus! Sowie ich aber von dem Riesenbau beginne — kein Wort. Versteht sich denn von selbst, daß ebenso wie aus dem Meier einst ein Wolf auch wieder aus dem Wolf ein Meier wurde?

Ich sah darauf, mich eilends mit ihm gut zu stellen. Er machte glänzende Karriere. Er dachte, — denkt gar nicht daran, sich von der „Iter, Hermes, Inc.“, dem Weltkonzern, für den er schuftet, loszumachen.

„Man kommt“ sprach er, „bei diesen Leuten auf die Rechnung“ und schilderte den Kampf der ungeheueren A. G. mit der nicht minder weitgespannten Konkurrenz, „Saturn“.

Er hatte recht. Die alten Namen besten Renommées — das machte sich. Es war, als hätten unsre Allvermögenden erfaßt, es ginge ohne Meiers Tüchtigkeit und Köpfchen nicht. Der Wolf ward in ein Bollwerk ihres Rechts verwandelt. Auch waren in der Tat den blutigen Usancen der saturnschen Konkurrenz die Machenschaften der Olympier vorzuziehn. Es fiel uns Männern — freiheitliebend wie wir sind und weil die Kaufkraft ständig stieg — nicht schwer zu wählen zwischen Warenhaus und Kerker.

Meier sah klar. Nur Kranke wühlten noch in dem, was war. Es gab nur eins: den Wettstreit, kosmisch-kolossal, hie „Iter“, dort „Saturn!“

Drei Tage ist es her, seit Meier mir befahl ihm in die Kartothek zu folgen, um dort die Filme seiner Firma vorzuführen. Spät war's und kalt. Die Hallen flimmerten in spärlich fahlem Licht und aus dem Glas der Türen schauten die tausend offices schwarz in den Flur. Mein Führer schritt auf Gummisohlen durch die Stille, durchquerte wortlos vor mir her das Labyrinth, bis wir, das Elektronenschloß beschwörend, den Raum erreichten, der so eng war wie ein Sarg — der Boden klebrig — hart vom Schmutz, der sich verkrustet hatte. — Wo blieb hier der Hygiene Pracht, Iterscher Kult am Kunden? — Dürftig entrollte dem Projektor nun ein Streifen. Die eckigen Figuren haspelten sich stumm auf knitteriger Leinwand ab. „Wir zeigen euch“, es dröhnte eine Stimme, „die Mächtigen der Erde“, — und es schepperte ein Trommelwirbel.

Mir waren Manche aus der Presse, aus der Wochenschau bekannt. Die Meisten — wenn sie auch in eifrigem Gespräch mit Namhaften den Mund verzogen — blieben anonym. Sie stiegen aus dem Flugzeug aus, standen in Wagen, winkten, rauchten ernst, sie unterschrieben hastig und erhoben sich gepeinigt lächelnd. Allmählich dämmerte es mir, daß alle auf die's ankam — Prominente, Namenlose — einander ähnlich waren und verwandt. Lag's an dem forschen Gang? Der Leere ihres Blicks? An einer Fähigkeit, Bereitschaft, Formbarkeit der Züge (kaugummiähnlich ausgesogen)?

Was nun geschah, vermag ich nicht zu schildern. Die Technik dieser sekeletalen Bilderreihe war mir allzu neu. Durchdringend war die Sicht — so wie aus Röntgenaugen — wenngleich aufs Physiognomische gerichtet, — der Haut gerecht, — der Oberfläche treu. Die Bilder — immer nur dieselben, schon gezeigten Szenen — sie kamen ständig wieder bis zum Überdruß — von Mal zu Mal mehr abstrahierend von der öffentlichen Maske, offiziellem Gestus und Gesicht, die sie gleichwohl bestehen ließen als den Beleg für ihre Kunst, das Eigentliche zu entziffern. Unwiderlegbar wurde so, unter dem Flickwerk individueller Reste die Einform der Substanz erwiesen. Es war nur eine, immer nur die gleiche widrige Visage — schmacklos, verbraucht, indifferent.

Ich weiß jetzt, daß die Schlüsselposten der „Iter-Hermes“ wie auch der „Saturn“ von Meier eingenommen werden. Man fragt sich, wie das möglich sei. Ob Meier sich in eine Vielfalt habe spalten lassen? Wenn ja — von wem? — Fest steht, daß seine Herrschaft unangreifbar wurde. Mag Meier gegen Meier kämpfen, Meier Meier unterjochen: es ist nur ein Spiel.

Gewiß wird ein Primäraspekt, ein afrikanisches, asiatisches, ein transatlantisches Exoten-Glied des Meierschen Plurale Tantum andern Zubehör an Gestik, fremdes kulturelles Schwemmgut mit sich führen — die Wange einmal aufgebläht und einmal eingefallen sein — es gibt Perrücken und coupierete Nasen, man kennt der Denkerstirne steile Optik — unwandelbar im Kern bleibt Meier doch der Eine, Unbewegte, erweist er sich mit sich identisch. „Ich bin mir“, sagt er, oder sagt: „Wir sind uns“ — „völlig im Klaren, daß...“

Gewohnheit eines Lebens hieß mich Hoffnung schöpfen. Der Vorteil der Bekanntschaft war nicht auszudenken, da ihr Objekt ins Unabsehbare gewachsen war. Dennoch entsetzte mich, was nun bevorsteht, unentrinnbar: —

Fleiß und Vernichtung, Artefakte, welche die Nike mit dem handlichen MG nur in verschämtem Anfang angedeutet hatte, Vermeierung, totale, die dem Wolfstum zustrebt, und selbst durch Katastrophen nicht mehr heilbar ist.

Auch Meier sah nicht triumphierend, sondern spöttisch drein. Das Kino war zu Ende. Zögernd glitten die Floskeln meiner neuerlichen Dienstbarkeit ins Dunkel ab.

Er antwortete nicht.

„Die Götter“, flüsterte ich jetzt besinnungslos, „Wie können denn die Götter dazu schweigen?“

„Die Götter?“ wisperte er kichernd. „Unsere Firmenschilder?“

„So habt ihr sie besiegt!“ Ich rief es laut.

„Freilich! Besiegt!“ Er prustete — ich war bestürzt, ihn so zu sehen — und hielt sich seinen Leib. „Besiegt! Die Firmenschilder! Sind besiegt!“

„Sie sind verlebt! Sie kümmern sich nicht mehr um uns!“

„Die bösen“, meckernd blöde wiederholte er, „häh, häh, die bösen Firmenschilder.“

„Es gibt sie nicht!“ Ich schrie. „Es hat sie nie gegeben!“ (Er schlug sich grölhend auf die Schenkel.) „Was hier und dort in ihrem Namen noch geschieht“ — ich hieb mit bloßen Händen, wie ein Narr, auf den Projektor ein, „hat nichts mit ihnen mehr zu schaffen!“

Und wieder war es still.

„Wie klug du bist“, sprach Meier trocken, ging zur Tür. Er deutete — „Iters Besuch?“ — (vergebens fragte ich — nie hatte ich ihn so erschöpft gesehen —) dem Ausgang zu, wo eine alte Frau die Treppen blank wusch für den nahen Morgen.



Schlafen. — Vergessen. — Licht dringt unerträglich aus den Fugen. Die Bögen brechen. Zeit der Götter, Zeit der Menschen fallen ineinander. Die in der Sterne Jahr unsterblich waren, sterben unserm Sterben nach. — Soll nur der dritte Bau — Umlauf der Leere — überdauern?

Als Jupiter das Szepter noch in Händen hielt, Saturn die alte Forderung noch unabweislich stellte — war ihnen da mit unsrer Hilfe denn gedient? Der noch im Elend König blieb der goldnen Zeit — unter dem breiten Baum, im Schatten, leuchtend, den mühelosen Überfluß verhieß, den Frieden ohne Zwang und lästiges Gesetz — was konnte dem Saturn der Lippen dienst, den Schinder, den Betrogene und Bürokraten plärend ihm erzwingen, gelten? — Der Siegesfreude spendet, Sonne lichter Früh, der Macht Fanfare und der Zukunft Glanz, — was hätte Jupiter Millionen abgewonnen, die feist und roh, sich selbst bereichernd — nur noch gequält vom restlichen Gewissen — dem feilen Ehrgeiz blinde Monumente bauten?! Stinken die Opfer, die wir nur uns selber brachten, nicht zum Himmel?! Gäb' es die Götter noch, wir ekelten sie an!

— Was hier geschieht, es ist die alte Sage. Da der Besuch des Gottes sich erneute, zog das Geraun von seinen Folgen ihm schon lang voran.

Nicht in des Einen Haus allein war er gekommen. Länder und Menschen hatte er geprüft und sie verwerfen müssen; wie einst, die Riesen wachsen sehn — vielgliedrig, Augen Schrauben, Lippen Drähte, versteckt in die Maschinen, in Verträge eingemummt, der wunden Erde Monster zeugend.

Der kläglich Mächtige im ragenden Palast gab ihm das Zeichen: — Nun mußte abermals der Kreis sich schließen und der Verdammte Werkzeug sein des Untergangs. Der Tüchtige, — gierig bereit, — der Konsequente — der Eine der zum Wolf wird, macht den Anfang, setzt das Beispiel. Die andern folgen, es ihm gleichzutun: denn alle sind verdammt!

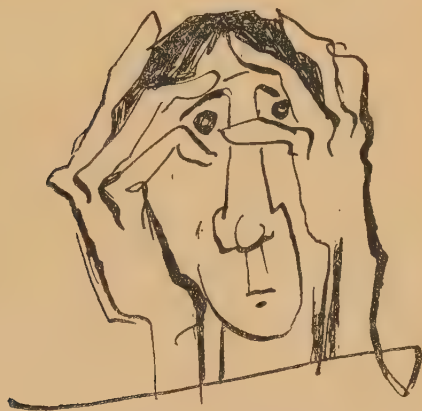
Die Unsichtbaren, die uns längst verlassen haben, — warten sie nur, der Trübnis ihrer Herrschaft müd, bis wir, uns mühsam in die Arbeit teilend, — sei du nur Zahn, du Aug, du Spürsinn, Muskel, Flamme du im Feueratem — den Rachen bilden und den Schlund des rasenden, in jedem Schlag verjüngten Tiers der Endzeit, der von des feinsten Äthers Höh' zur Meerestiefe reichend, allein vermag die Welt in seinen Eisenkiefen zu zerknacken! Ist ihre Frist so wie die unsre um? Sie wollen, daß wir sie und uns vernichten!?

Ihr hohen Niemande, ich bitt' Euch, laßt auch diesmal Milde walten! Begnügt Euch mit Triumphen, welche Meier Meier abgewinnt, mit den erbiterten Aktionen, in denen er sich planvoll, Todeswunden schlägt! Laßt die Reporter noch von Kratern uns berichten, Rekorde feiern, wenn die Schwaden angekündigt werden, die über Land ziehn und wir, lange keuchend, um die Erlösung im Verrecken bitten! Laßt Iter selbst — er deutete es damals freundlich an — der Kälte ein paar Grade schenken, bis Gletscher ihre Zungen in die Wiesen strecken, die Frucht verdorrt, die letzten Menschen, Wärme suchend, sich zerfleischen — und jetzt tritt Schmelze ein, wäscht alle Fäulnis fort, die Flut steigt an — um noch einmal die Insel eines Berges auszusparen — Parnass! wo Pyrrha und Deukalion, gerettet durch ein Wunder, den Versuch, den alten, immer noch gescheiterten Versuch — nur ein Geschlecht von Menschen wollen sie beginnen — von neuem wagend unternehmen.

— Schlafen. — Vergessen. — Nur noch schlafen. — Wer es nicht kann, der sollte wohl, etwas Reelles, Lächerliches tun, statt an dem Schreibtisch hockend in den grauen Tag zu starren.

Eben rief Meier an. „Wir müßten“, — sagt er, — „mal entspannen. — So querfeldein, du weißt schon, hügelan . . .“

Ihm abzusagen, steht mir nicht mehr zu. — Wozu auch? Brüche jetzt, da seine Götter fort sind, neue Wahrheit in die Leere ein — mich kümmert das nicht mehr. Ich hör' schon Schritte, seh' ihn vor mir stehn. — Es ist zu spät.



Zeichnungen: Paul Kurt Bartzsch

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Neue Auswahl aus Däublers Werk

Kaum erwehren kann man sich eines Gefühls der Erschütterung: nach zwei Jahrzehnten der Katastrophen, die einen genialen Dichter völlig aus dem Gedächtnis der Menschheit verdrängen zu wollen schienen, gewinnt ein Verstorbener nochmals eine Stimme, eine vorstellbare Gestalt. Den Dichter *Theodor Däubler* (er lebte von 1876 bis 1934, seine wichtigsten Schaffensperioden fallen in die Jahre zwischen 1898 und 1930) bringt eine würdige, am Schluß mit bedeutenden Äußerungen seiner Freunde, Barlach und Pannwitz, begleitete Ausgabe des Verlages Kösel, allen jenen wieder nahe, die ihn aus Nachlässigkeit verdrängt und vergessen hatten — oder auch deshalb, weil seine im Geist des Erneuerns, der Positivität, der innerlichen „Sonnigkeit“ geformte Botschaft mit dem trüberen Geist des von Katastrophen schwangeren Jahrhunderts nicht hatte zusammenstimmen wollen. Friedhelm Kemp ist der Herausgeber der 1956 erschienenen neuen Auswahl; von den 921 Seiten des Buches sind 861 dem eigenen Wort des Dichters gewidmet. Ungezählten später Geborenen bringt diese Ausgabe den Dichter zum erstenmal nahe; sie bringt ihn auch allen den Älteren zurück, die, während er noch lebte, eine ergriffene „Gemeinde“ um ihn gebildet hatten — den Lesern seiner in den 20er und 30er Jahren erschienenen dichterischen Werke — und den Hörern der Reden und Vorträge, die er öffentlich gesprochen hat. Denn noch gewaltiger als seine Bücher waren an seine Zeitgenossen Theodor Däublers mündliche Äußerungen herangetreten: Stellungnahmen zu Problemen, welche von den Menschen der Jahrzehnte 1910 — 1930 als wesentlich empfunden worden waren, Stellungnahmen zur bildenden Kunst etwa, die — wie etwa Däublers Essay über Picasso — auch heute noch nichts von ihrer Aktualität verloren haben; besonders aber Stellungnahmen zu Werten und Wahrheiten, welche von alten Kulturen erbracht worden waren — von Griechenland, von Ägypten. Über diese Kulturen hatte der machtvolle, jupiterhaft aussehende Mann immer so gesprochen, als wäre sein Standort im innersten Herzen einer solchen Kultur verwurzelt gewesen; er schien zu den Manifestationen etwa der hellenischen Kunst oder Philosophie so hinzugelangen, als wäre er selber in Hellas geboren und aufgewachsen gewesen. Aus der stürmischen Sprachgewalt, mit welcher Däubler immer eine überaus feinnervige, zartsinnige Einfühlungskraft zu verbinden wußte, war auf alle, die ihn hörten, eine Faszination ausgestrahlt: auch hatte sein kindlich-reines Bekennen einer religiösen Heilsbotschaft, die er aus innerer Erleuchtung empfangen zu haben gewiß gewesen war, manche Suchenden aufgerichtet, manche innerlich Ringenden zu ihrem wesentlichen und wahrhaftigen Selbst befreit. Gleichsam in einer pfingsthaften Sprache, die mit feurigen Zungen zu reden schien, hatte der Dichter es in die Welt gerufen: „*Ich bin der Glaube an die Macht der Sonne*“.

Des Dichters Hauptwerk, das riesenhafte Epos „Das Nordlicht“, erschienen 1910, hatte verkündet: unser Stern, die Erde, will sich umwandeln in eines

der selbstleuchtenden Gestirne im Weltall; das Polarlicht, das wir physisch wahrnehmen, bedeutet die Verheißung künftigen Leuchtend-Werdens. Wir Menschen haben jedoch diese Lichtwerdung erst zu vollenden. Die sittliche Leistung des sich innerlich reinigenden Menschen vollbringt erst die „überkrönende“ Vollendung des physischen Nordlichtes: wir Menschen sind es, die sie zu leisten haben.

Ein schwerwiegendes Hemmnis schien indes lange Zeit auch dem gutwilligen Leser den Zugang zu dieser „leuchtenden“ Ideenwelt zu versperren. Däublers sprachlicher Ausdruck war von Beginn an überaus eigenwillig und oft schwer verständlich gewesen — grundsätzlich abweichend von der nüchternen Sprache seiner Zeitgenossen. Däubler prägte zahllose Wortneubildungen. Er bediente sich ununterbrochen der Assonanzen, oft der Alliterationen. Daraus konnte sich für Beurteiler, die eher auf die Form als auf den Inhalt hinblickten, die Vermutung ergeben, Däubler gehöre in die Reihe der „expressionistischen“ Ekstatiker. Es schien, als sei er einem Stil verpflichtet gewesen, der schon um 1920 abstarb, weil er sich als lebensunfähig und unhaltbar erwies. In Wahrheit war Däublers Lebensinhalt kein anderer als dieser: eine religiöse Botschaft, eine „Heilslehre“ — im positivsten Sinn des Wortes — in großartiger Deutlichkeit zu verkündigen. Dazu bedurfte er einer Art des Ausagens, die mit „Feuerzungen“ redete! War doch, was er der Welt zu geben hatte, „Geoffenbartes“, ja sogar „Esoterisches“. Durfte dessen sprachlicher Ausdruck ein nüchternes Alltagskleid tragen? Nein, in einen wahrhaftigen „Purpurmantel aus Wortsubstanz“ solchen Inhalt einzuhüllen fühlte sich der Dichter getrieben.

Die optische Täuschung, als wäre Däubler ein formeller „Expressionist“ gewesen, weiß der Herausgeber durch die Art, in der er, abweichend von der Chronologie, die Auswahl aus Däublers Werk anordnet, an ihrem fatalen Entstehen zu verhindern. Er versetzt „das Nordlicht“ in die Schlußphase seiner Ausgabe. Deren Mittelteile konstituiert er aus den zwischen 1910 und 1920 geschaffenen Spätwerken, wie z. B. „Delos“ (eine Arbeit über Apollo und Christus) und „Das Eigentum Ägyptens“. Damit beweist der Herausgeber, der den Leser erst langsam an das Hauptwerk heranzuführt, eine von tiefem Verstehen zeugende „didaktische“ Fähigkeit. Und ihrer bedarf man, wenn es um die Sichtbarmachung eines synthetisch-religiösen Künstlertums geht, ganz besonders in unserer gegenwärtigen Jahrhundertmitte. Herrscht doch heute, noch unumschränkter als zu des Dichters Lebzeiten, jene „kernspaltende“ Geistesart, die, lediglich analytisch orientiert, und einer künstlerisch gemeisterten Synthese der Werte keinen Dank wissend, ein Zerstückeln und Atomisieren weiterreibt, das dem wesentlichen Inhalt des Däublerschen Werkes konträr entgegensteht. Gleich einem treuen Eckart, auf den zu wenig gehört ward, hatte Däubler zeitlebens vor dieser Art der Geistigkeit gewarnt. Sie tyrannisiert heute auch die nach einem Glauben, nach einer Verkündigung Begehrenden. Diesen erschwert sich infolge ihrer fatalen Negativität der Zugang zu einem Werk, in welchem der bejahende Wert das Entscheidende bedeutet. Wenn daher der Herausgeber dieser Ausgabe kundtut, er müsse den Leser auf das Hauptwerk „Nordlicht“ erst langsam, an Hand anderer Werke Däublers, vorbereiten, so muß man ihm darin zustimmen. Ja, man möchte dem abgeschiedenen Dichter eine noch größere Behutsamheit, betreffend sein

Herangetragen werden an den Leser, schuldig zu sein glauben. Vielleicht war schon dies ein zu großes Wagnis, daß der Herausgeber an den ersten Beginn seiner Auswahl — autobiographische Prosa Däublers, aus dem Jahr 1910, gesetzt hat. Diese Autobiographie präsentiert den Dichter schon so sehr inmitten seiner Sprach-Eigenwilligkeit, daß der — den Dichter noch nicht kennende — Leser sich von der ersten Seite an mitten in den stürmischen Katarakt Däublerscher Intuition hineingerissen sieht.

Beschließen mag sich unsere Aussage über die Däubler-Ausgabe mit einer Anregung. Ein einziges dramatisches Werk besitzen wir von Däubler: „Can Grande della Scala“. Nicht ganz zu Ende geführt, fügt es sich, äußerlich betrachtet, in den Rahmen „historischen Schauspiels“ ein. Die Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen Norditaliens hat es zum Gegenstand. Und doch durchdringt es mit einer Intensität, die tatsächlich seit Dante's Tagen nirgendwo erreicht wurde, mittelalterliches Geschichtsgeschehen mit metaphysischen, jenseitigen Bereichen. Die erregende Genialität dieses Dramas, die man mit einem „ins Okkult-Transzendente übertragenen Bühnenstil“ am besten kennzeichnen könnte, erscheint in unserer Ausgabe lediglich durch einen Monolog repräsentiert. Es täte aber doch not, auch eine der kraftgeladenen Szenen, welche den eigentlichen „Konflikt“ dieser Dramatik konzentrieren, so sichtbar zu machen, daß Bühne und Rundfunk, die ja allein ein ganz großes Publikum zu erfassen vermögen, dieses Schauspiels habhaft werden könnten. Vielleicht wäre dies die nächste der Aufgaben, welche eine „Renaissance“ der Däublerschen Dichtung zu erfüllen hätte.

Nur am Rand sei dies vermerkt. Intensiver fühlen wir eine aufrichtige Dankbarkeit — dem Verlag und dem Herausgeber gegenüber. Ihre Leistung entrafte das Werk eines Unvergänglichen — vielleicht für alle Zukunft — dem düsteren Bezirk der Vernachlässigung.

Theodor Sappert

Adam

Daß in Krisenzeiten nach verlorenen Kriegen die durchlittenen Erschütterungen zu verstärktem Fragen und Suchen nach philosophischen und theologischen Sinndeutungen des Lebens führen, ist eine nachgerade bekannte Tatsache — auch Gegenstand wiederholter Klagen. Zu klagen mag berechtigt sein, wenn solches „Suchen“ nur wieder in abseitige Spintisierereien einmündet; es wäre unberechtigt angesichts der unbezweifelbaren Tatsache, daß zum „Suchen“ aufgeschreckte Zeiten der Forschung und Wissenschaft auch reiche Erträge einbringen können.

Dennoch bleibt leicht ein zwiespältiges Gefühl — wie etwa nach der Lektüre des hübsch aufgemachten Bändchens von Ernst Benz: „Adam — der Mythos vom Urmenschen“ (München-Planegg 1955, Otto-Wilhelm-Barth-Verlag, 328 S. DM 14,50). Der Marburger Ordinarius für Kirchen- und Dogmengeschichte läßt

einer Einleitung von 20 Seiten ausgewählte Texte von Leo dem Hebräer (um 1500) über Jakob Böhme und seine Schule, Swedenborg und Michael Hahn zu Baader und endlich Solowjew und Berdjajew folgen. Sie betreffen durchweg relativ abseitige und in ihrer gedanklichen Durchführung oft peinlich abstruse Fragen der Urstandslehre, die sich einerseits aus rätselvollen Stellen des biblischen Schöpfungsberichtes herleiten, andererseits kaum ohne die Annahme gnostischer und später auch kabbalistischer Einflüsse verstehbar sind (androgynen Urform des Menschen vor dem Sündenfall; „Ehe“ Adams im noch heilen Urstande mit der Sophia, bevor ihm die fleischliche Eva zugesellt wurde). — Das alles mag religionsgeschichtlich nicht uninteressant sein — to whom it may concern —, und beim Bearbeiter paart sich auch eine erstaunlich breite Kenntnis dieser theologischen Abwege mit einem nicht minder erstaunlichen (und peinlichen) Ungenügen der Kennt-

nis des christlich-katholischen Hauptstroms der theologischen Tradition (Einklassung der Mariologie, S. 13!). Die Feststellung (S. 15), daß „die androgyne Spekulation wie alle Spekulationen, die irgendwie mit der Welt des Geschlechts zusammenhängen“ „innerhalb der offiziellen Kirchenlehre“ „eine vollständige Verdrängung erfahren“ haben sollen, scheint denn auch — abgesehen davon, daß sie in dieser Verallgemeinerung einfach falsch ist — mit dem Unterton des Bedauerns belastet. Nun — theologiegeschichtlich rührt der neuerliche Durchbruch einer, gelegentlich fast schwülen, gnostischen „Mystik“ im protestantischen Barock und Nach-Barock wohl vom vollständigen Fehlen einer tragfähigen Schöpfungstheologie her; sie ist „verdrängt“ worden, und dies ist ein wahrlich schwererer Verlust als der einer abseitigen Gnosis! Und tut es überhaupt gut, mit tiefenpsychologistisch belasteten Worten wie „Verdrängung“ von der Theologiegeschichte als einer legitimen historischen Disziplin ins Gebiet der Religionsphänomenologie hinüberzuspielen und damit Wertakzente zu verschieben, indem man den Blick von der Tradition eines nicht weniger häufigen wie klaren Satzes im Schöpfungsbericht weglengt, des Satzes nämlich „Und siehe, es war sehr gut so“?

Summa: Nach Lektüre der hier vorgelegten „mystischen“ Texte möchte man den „Suchenden“ raten: Öffnet eure Fenster, laßt die Schwaden abziehen; holt den alten Aristoteles samt Thomas von Aquin und auch Descartes hervor, und freut euch in neuerlicher Einübung einer klaren, gesunden und guten Ratio!

Hellmut Kämpf

Käthe Kollwitz, George Grosz und Oskar Kokoschka

„Ein Herz schlägt für die Mütter“, 100 Handzeichnungen von Käthe Kollwitz (Hannover 1956, Fackelträger-Verlag, 160 S. DM 9,80) — „Käthe Kollwitz“ (Gütersloh 1956, Bertelsmann, DM 2,20) — George Grosz, „Ein kleines Ja und ein großes Nein“, Autobiographie (1954, Rowohlt, 292 S. DM 17,80) — George Grosz, „Ade Witthoi“ (Arani-Verlag, 134 S. DM 19,80) — Oskar Kokoschka, „Schriften 1907-1955“ (München 1956, Albert Langen-Georg Müller, 300 S. DM 24,80).

Diese fünf Neuerscheinungen aus der Bildenden Kunst seien zunächst nur ihrem äußeren Rahmen nach nebeneinander

betrachtet. Dieser, schon die Verschiedenheit ihres Umfangs, ihrer Aufmachung und der verwendeten Mittel der Ausstattung weisen in Hintergründe, die an Aspekte der Publikumswirkung rühren, die im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Aufmachung stehen.

So liegt das in der Reihe „Das kleine Buch“ bei Bertelsmann erschienene Bändchen „Käthe Kollwitz“ zunächst unscheinbar neben den anderen gediegeneren Ausgaben. Zur Gegenüberstellung ist es äußerlich kaum zu verwenden und läßt uns fragen, ob wir umgekehrt von George Grosz oder Oskar Kokoschka als Pendant auch eine billigere, ebenso schmale, einen schnellen Überblick gebende Reihenausgabe stellen könnten. Mit der Verneinung dieser Frage stellen wir fest, daß Käthe Kollwitz zweifellos die Künstlerin ist, deren Empfinden das unkomplizierteste, deren Welt — und dies sei nicht abträglich für ihre Kunst gesagt — am volkstümlichsten ist und die breitesten Kreise zum Kauf ihres Bändchens anregen wird. Diese Tatsache stimmt uns bedenklich gegen die Nutzung der Publizität einer so bedeutenden Künstlerin. Ihr Bändchen erscheint uns einfach zu schmal, es wird dem Werk einer Käthe Kollwitz trotz seiner mit sehr viel Geschick zusammengedängten Einleitung von Werner Schumann nicht gerecht. Es sieht zu sehr nach Geschäft aus. Nur sein Preis mit DM 2,20 ist volkstümlich, aber auch der wäre gewiß bei breiterem Umfang tragbar gewesen. Wir verlangen von einem Verlag Respekt, ausgedrückt in tragbarem Risiko, wenn er innerhalb der von ihm unbestrittenen „vielschöpfig“ angelegten Organisation mit Werken handelt, an deren Entstehen er keinen Anteil hat. Das gleiche ließe sich in Einzelfällen auf die Ausnutzung von Kulturgut in den Reihen anderer Verlage übertragen. Demgegenüber sei festgestellt, daß die anderen hier besprochenen Erscheinungen gewiß das Risiko in sich tragen, mit dem ein Verlag verantwortlich repräsentieren kann.

Dieser Betrachtung widersprechen wir nicht, wenn wir bei der Ansicht des schmalen Bertelsmann-Bändchens feststellen, daß wir aus seinen 32 sauber gedruckten Reproduktionen erneut die gradlinige Konsequenz von Käthe Kollwitz, dieser Gestalterin sozialer und der menschlichen Kreatur dienender Probleme erkennen. Der Wesenszug dieser zu

Klage und Anklage getriebenen Künstlerin spricht aus jedem Blatt. Die Angaben von Abbildungsnummern im Text dieses Bändchens setzen voraus, daß die Abbildungen tatsächlich auch nummeriert sind. Da dies nicht der Fall ist, wäre jeder Vergleich erschwert, wenn nicht einerseits die Formulierungen von *Schumann*, der auch den im Fackelträger-Verlag erschienenen Band mit einer ausgezeichneten Biographie versehen hat, wie andererseits die Zeichnungen so eindeutig wären. Letzteres ergibt sich, da Käthe Kollwitz Experimente in den mannigfachen Kunstrichtungen zu ihrer Lebenszeit fremd waren. So bleibt alles unverhüllt ausgedrückt für ihre Idee, der sie bis an ihr Lebensende gedient hat. Und diese Idee war in ihrer Ergriffenheit trotz ihrer zeitlosen Darstellungsart von Anfang an revolutionär. Sie ließ Käthe Kollwitz lange als Bürgerschreck erscheinen, zumal in einer Epoche, die noch verständnislos ihrer Frage gegenüberstand: „Warum laufen einem die Tränen aus den Augen, gerade wo man Menschlichstes sieht?“

Verständlicher ist eine Bezeichnung als Bürgerschreck bei George Grosz. Wir haben seine Karikaturen, „Das Gesicht der herrschenden Klasse“, den „*Spießer-spiegel*“ (neuaufgelegt 1955 von arani. DM 12,80) in guter Erinnerung und haben uns daraus das Bild eines, von einer politischen Idee besessenen Revolutionärs gemacht. Wenn wir nun seine Autobiographie „Ein kleines Ja und ein großes Nein“ betrachten, sind wir in dieser Vorstellung enttäuscht. Nicht etwa, daß wir sein Buch verneinen wollten, es birgt in seiner urwüchsigen Sprache, in der Lebendigkeit seiner Aufzeichnungen, in dem Bild, das es insbesondere von den dreißiger Jahren und dem davor liegenden Weltkrieg I, dem Kommiß und der altpreußischen Erziehung berichtet, ein getreues und interessantes Sittengemälde. Es ist ein Vergnügen, darin zu lesen und es bietet eine lehrreiche Reminiszenz an merkwürdige und verschrobene Zeiten. Seine erhabene Schnoddrigkeit ist zudem ein klassisches Beispiel guter rowohltscher Geschmacks-Spezialität. Aber selten erzeugt dieses Buch den Eindruck, daß Dinge aus wirklich tiefer Ergriffenheit, aus leidenschaftlichem Mitgefühl dargestellt sind. Es verdirbt denen, die eine politische Seele im Künstler aus seinen angreifenden Bildern zu folgern wähten, ein

wenig das Zutrauen zu George Grosz und läßt sie zweifeln, ob dieser Revolutionär in der Karikatur wirklich auch Revolutionär als Mensch war. Auch ist das Geld manchmal reichlich groß geschrieben und bis in Details läßt sich ein Anflug von Opportunismus verfolgen, so wenn er schildert, wie devot er seine Mäzene behandelt. Kennzeichnend sei auch seine Bemerkung: „wir Künstler, ehrgeizig wie wir nun einmal sind, werden ja sofort weich, wenn wir der Macht nahekommen; ob diese Macht rot war oder eine andere Farbe hatte, das war, solange sie als milde Sonne auf uns niederstrahlte, ganz gleichgültig“. — Sehen wir aber davon ab, so bezeugt dieses Buch, daß hinter diesem so kraß pointierenden Bildner als größter Helfer ein wachsameres Auge, eine enorme Beobachtungsgabe stand, die ihn Werke schaffen ließ, die genau in das „So-war-es“ trafen und, ihnen, seinen Romantizismus verhüllend, politische Farbe gab. Diese Färbung nimmt *Walther G. Oschilewski* als Anlaß seines Vorwortes zu George Grosz „Ade Witboi“. Er geht von der überzeugenden Wirkung der Bilder aus, von einer Sicht also, die aktives Wollen so stark dokumentiert, daß eine Feststellung „politische Überlegungen und Einsichten waren ihm fremd“ nicht mehr vordergründig erscheint.

Der Akzent des Politischen entfällt bei Oskar Kokoschka. Seine Bilder beanspruchen ihn nicht, er ist zur Deutung ihrer Eigentlichkeit und deren Echtheit nicht nötig. Das Revolutionäre fügt sich hier anderen Kräften, die sich auf der Ebene einer vom Politischen abstrahierten geistigen Weltansicht entwickeln. In seinen Bildern ist Politik nicht provoziert wie bei George Grosz, liegt nicht benachbart wie es in der von Käthe Kollwitz empfindsam betrachteten Welt der Unterdrückten war. Selbst wohl-tätige Aktionen Kokoschkas, der 1000 Pfund Sterling dem Krankenhaus Stalingrad unter der Bedingung gab, daß der verwundete Feind gut behandelt und zum besseren Verständnis erzogen werde; der 1000 Pfund Sterling für die Kriegswaisen der tschechoslowakischen Republik spendete, sind unpolitisch. Sie deuten uns nur den Menschen und indirekt seine Werke. Als Bürgerschreck war auch er, wie er selber sagt, empfunden. Aber hier ging es um seine Anschauungen, nach denen „der Künstler die unsziale

höhere Wahrheit, die ein Zusammenspiel des Realen und der Gesinnung nur auf Kosten der Vernunft erlaubt, ablehnen, und um so aufrichtiger sich einer tieferen Wahrheit erinnern“ muß. Mit diesem Ausspruch sind die Erzählungen, Dichtungen, Dramen, Vorträge und Briefe, die in dem von *Hans Maria Wingler* sorgfältig ausgewählten Band enthalten sind, in Beziehung zu setzen. Die Absicht der Expression in den drei ersten, den literarischen Kapiteln wird in den konkreten Aussagen der beiden anschließenden essayistischen Schlußkapitel transparent. Sie ist weitgehend auch auf das graphische Werk, mit dem Oskar Kokoschka vornehmlich bekannt ist, zu übertragen.

So wird dieser Band außerordentlich aufschlußreich. Bislang waren wir auf Interpretationen angewiesen, die sich mißverstanden oft auch auf Rilkes Urteil bezogen, der Kokoschkas große Begabung mit Gefährdungen verknüpft sah, „die vielleicht nicht andere sind als die allgemeinen der Zeit, nur daß sie, in diesem Künstler noch einmal mitgeboren, mit seiner Produktion wachsend, ihre zerstörende Kraft in demselben

Maße entwickeln, in dem seine Persönlichkeit zunimmt“. „Aus Wasser, Luft und Erde formt sich der Raum. / Feuer verbrennt ihn ewig und / Verbrannte ihn.“, schreibt Oskar Kokoschka schon im Jahre 1911 in einem Gedicht-Spruch. Die „zerstörende Kraft“ war ihm schon früh bewußt. Seine Revolution dagegen lag im „organischen Entwickeln und Umformen der geistigen Haltung“ und ist durch sein Schaffen gerechtfertigt.

V. O. Stomps

Carl Orff

Das überreiche bisherige Lebenswerk des heute sechzigjährigen Schöpfers der *Carmina Burana* machte längst eine zusammenhängende Darstellung notwendig: *Andreas Liess*, „*Carl Orff, Idee und Werk*“ (Zürich 1955, Atlantis, 171 S. mit Register, Werkverzeichnis und Schallplattenverzeichnis). Der Verfasser hat sein Buch in Zusammenarbeit mit Orff selber geschrieben. Zunächst analysiert er die Haupteinflüsse auf den Frühreifen, der schon 1913 seine erste Oper vollendet hat; sodann die staunenswerte Gegensätzlichkeit in der Stoffwahl; die vom Schauspiel, nicht von der Oper empfangenen primären Anregungen; den Shakespearefanatismus; die Wende zur alten Musik; die Beschäftigung mit dem Tanz — Orff ist Mitbegründer der Münchener Günterschule — sowie den Schöpfer eines völlig neuen Instrumentariums. Die 2. Hälfte des Bandes ist meisterhaften geistig-stilistischen Analysen der 10 Bühnenwerke Orffs gewidmet, die mehr und mehr auch außerhalb Deutschlands an Geltung gewinnen. Weniger fühlt man sich von den Kapiteln über Geist und Magie, über Elementarität und Stilisierung, und über die pädagogische Lehre vom Unmittelbaren angesprochen, die nur sehr bedingt verständlich sind. Es wimmelt hier von nebelhaften Ur . . . und gestelzten, wichtigtuerschen Wortbildungen wie „Verwesentlichung“, „Unmittelbarkeitslotung“, „Ursakral“, „idealistische Setzungen“, „lichterndes Abbild“, „durchglutend“ und „seinsverbunden“, „Mixturenausweitung“, „Einformung“, „Wiederholungsreihe“, „Gegenwartswende“, „die latente Latinität west“: erhebliche Zumutungen für den Leser! Und was der sich „sprachschöpferisch“ gebärdende Autor unter — nur ein Beispiel! — Sätzen wie „das Urmusikalische als das Praesystematische wird frei-

DER DEUTSCHE BÜCHERMARKT

Zeitschrift deutscher
und ausländischer Antiquare

Herausgeber: Otto Lindemann
Redaktion: Horst Bingel

„Der Deutsche Büchermarkt“ bringt im 9. Jahrgang Berichte, Notizen, Informationen über den Buch-, Graphik- und Kunstmarkt des In- und Auslandes; in ständigen Spalten Aufsätze, Gedichte, Kritiken, Glossen und einen Zeitschriften-Querschnitt; im Anzeigenteil Kaufgesuche und Angebote der Antiquare für Bibliotheken, Institute, Archive, Wissenschaftler und alle Freunde des guten Buches und der Graphik.

Jahresabonnement: 12 Hefte 5,— DM
franko. Probeheft gratis.

OTTO LINDEMANN VERLAG

Frankfurt am Main, Goethestraße 24

gelegt“ versteht, entzieht sich unserem bescheidenen Erkenntnisvermögen. Zuletzt werden wir sogar noch einer „rationalistischen Nötigung“ ausgeliefert, angesichts deren wir uns am besten fluchtartig in Sicherheit bringen, ehe der Autor womöglich noch zu einer sprachlichen Notzucht schreitet. Bedauerlich, daß der literarische Wert des Buches, das Klarheit statt Unklarheit vermitteln sollte, dadurch gemindert wird.

Hans Kühner

Thomas Manns letzte Essays

Die wichtigsten Essays dieser *Nachlese: Prosa 1951 — 1955* (Frankfurt/M. 1956, S. Fischer Verlag. 244 S. DM 14,80) sind die über Tschechow, Schiller und Kleist, für die *Thomas Mann* Worte und Charakterisierungen findet, wie sie bloßen Kritikern und Literaturgelehrten nicht zu Gebote stehen. Wenn er anlässlich Schillers von den „Gebirgen kundiger Würdigungen und Erörterungen seines Lebens und Bildens“ spricht, „welche in anderthalb Jahrhunderten die gelehrte Forschung aufgetürmt hat“, so bleibt dennoch wahr, daß er uns über Schiller, Kleist und Tschechow Wesentlicheres zu erzählen weiß als alle Gelehrten; man lese seine Analysen und überzeuge sich selbst.

Was immer Thomas Mann seit 1933 sagt, ist gefärbt von seinem schreckhaften Grunderlebnis der Hitler-Epoche. Im Schiller-Essay steht der Satz: „Das letzte Halbjahrhundert sah eine Regression des Menschlichen, einen Kulturschwund der unheimlichsten Art.“ Im Kleist-Aufsatz geistert es von „vor-olympischen, titanisch-barbarischen“ Akzenten. Kleists „Hermannschlacht“ offenbart einen „bersekerhaften, gegen ‚Rom‘, das ist: gegen Frankreich rasenden Nationalismus“ und eine „vorm deutschen Charakter eher warnende Psychologie“. Die (vergleichsweise harmlose) Vorstufe des Dritten Reichs erkennen wir in Fontanes Worten: „Was jetzt bei uns obenauf ist, ist mir grenzenlos zuwider: dieser beschränkte, selbstsüchtige, rapschlige Adel, diese verlogene oder bornierte Kirchlichkeit, dieser ewige Reserveoffizier, dieser greuliche Byzantinismus... Es wackelt das ganze alte Haus.“

Thomas Mann erinnert uns an die Gründe seines Exils, indem er Amerika für seine Gastfreundschaft dankt, das „den Flüchtling aus Hitler-Deutschland mit hochherziger Bereitwilligkeit auf-

nahm“. Dort schrieb er den Schluß seiner „Joseph“-Tetralogie und den „Doktor Faustus“, den „Roman von Deutschlands Höllenfahrt“. Er huldigt seinen Exilsgefährten Alfred Neumann, dem „hochbemühten Dichter“, Bruno Frank, der mit seiner „Politischen Novelle“ das Unheil aufzuhalten versuchte, und Lion Feuchtwanger, der mit seinem Roman „Erfolg“ ein anderer ungehörter Warner vor Hitler war. Eine Huldigung gilt auch Siegfried Trebitsch, der in die Schweiz flüchtete, als das Unheil Österreich erreichte, und eine andere Pablo Casals, der Franco-Spanien verließ, weil er „jedes Zugeständnis an das Böse“ ablehnte. „Was für ein Triumph! Ein Ehrenretter der Menschheit.“ Eindrucksvolle Huldigungsworte widmet Thomas Mann auch Emile Zola, der 1898 sich so ganz anders verhielt als die meisten deutschen Schriftsteller angesichts des heranwachsenden Nationalsozialismus. Sein „J'accuse“, das er einer antisemitischen Regierung entgegenschleuderte, weil „eine einzige Missetat am Rechte, die schuldlose Verstoßung eines Einzelmenschen“ sein Gewissen erregte, versetzte ein Volk, die ganze Welt in Aufruhr. Mit tiefer Erschütterung lesen wir Thomas Manns Vorwort zu den „Briefen Todgeweihter“, der zahllosen Opfer der Hitler-Verbrecher in vielen Ländern Europas. Eines dieser Opfer, ein neunzehnjähriger Belgier, schrieb vor seiner Erschießung an seine Eltern: „Ich hätte meinen Kopf retten können. Aber lieber habe ich nichts getan oder gesagt, was das Vaterland verraten konnte.“

J. Lesser

Essays von Wilhelm Lehmann

Unser Jahrhundert, von Nietzsche eröffnet, hat endlich bewiesen, daß Kunst durch Kritik entsteht, daß — vor allem — Lyrik durch Kritik entsteht, „Satzbau ist das Primäre“ (Benn): Alles andere, Stimmung, Muse, Muß, Liebe zum Enzian und Haß auf die Großindustrie einschließlic „Inspiration“ ist Voraussetzung, Zugabe, guter Wille. Aber der gute Wille schreibt keine Gedichte, „Wer den Reigen kennt, geht ins Labor“ (Benn). Das Gedicht als Satzbau: nicht umsonst interpretierten und kommentierten alle Großen der Moderne ihre Gedichte und ihre Bewußtseinslage mit Essays, nicht umsonst schrieben sie Rezensionen. Die schärfsten Augen und die schärfste Sprache hatten früher die Phi-

losophen, gelegentlich die Politiker, heute unzweifelhaft die Lyriker. Das ist einmalig, gänzlich neu. Und noch mehr: das Gedicht des 19. Jahrhunderts wurde vom Leser geprüft (Heines, Mörikes, Eichendorffs Vorreden: „Geneigter Leser . . .“), heute prüft das Gedicht den Leser. Darum wird es nicht gelesen oder nur von wenigen. Das ist wiederum einer der Gründe, warum die neuen Lyriker ihre Essays schreiben, warum sie ihre Rezepte verraten, angefangen von Benn über Lorca, Majakowski, Eliot und Pound bis zur jüngeren Generation: Cummings, Aiken, Ponge, Michaux, etc. Von einem der großen deutschen Dichter allerdings, dem Gott der Naturmystiker, von *Wilhelm Lehmann* kannten wir bisher nichts als Dichtung. Und auch er legt nun Essays, vor, eine ganze Menge sogar, in zwei Verlagen erschienen. Dem einen Band, herausgegeben als 5. Band der „Mainzer Reihe“ von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, betitelt *„Dichtung als Dasein“*, verlegt bei Ch. Wegner in Hamburg (kart. 200 S. DM 4,50), gilt unsere Rezension.

„Dichtung als Dasein“: das ist nicht neu, bei Rilke hieß es noch „Gesang als Dasein“, es bliebe neu, wenn — es Dichtung *wäre!* Aber Kritiken und Essays, betitelt „Dichtung als Dasein“: unmöglich! Denn „Dichtung als Dasein“ heißt bei Lehmann: „mit seinem Gedicht dankt der Dichter für die Erlaubnis, dazusein.“ Solche „Dichtung als Dasein“ aber richtet sich ja prinzipiell gegen jede Kritik, denn was ist die Kritik der Nietzsches, Valéry, Benn, Pound etc. anderes als gerade Kritik am Dasein, dessen Inhalte erloschen sind, dessen Wirklichkeit unwirklich ist, aufhebbar?

Wirklichkeit ist für alle neue Lyriker ein Ziel, nur für Lehmann ist sie noch immer *Voraussetzung*: das ist das Übel. Jeder andere neue Lyriker hätte ja auch den oben zitierten Satz folgendermaßen geschrieben: „mit seinem Gedicht zerstört der Dichter das Muß, dazusein“, oder „mit seinem Gedicht erschafft er das Dasein“ (W. Höllerer sagte das unvergeßlich: „Mit dem Blatt in der Hand baust du den Wald auf“). Aber Lehmann propagiert Rühmen (40 Jahre nach Rilke!) anstatt Artistik, so rühmt er an Loerke z. B., daß er „mit immer wiederkehrender Inbrunst das Sein besungen“ und nicht, daß er eine eigene Sprache gefunden hat. (Und ich möchte nur wissen, was ihm an Wirklichkeit

geblieben ist, wenn er klagt über den „Verlust der Wirklichkeit“ für seine Kollegen. Meint er Busch und Tal? Fühlen sie sich für ihn noch still mit Nebelganz? Für uns nicht, „unsere Natur, wenn es nicht die Kulisse des Fremdenverkehrs ist, sind Bibliotheken, Museen, die Zeitung, der Funk“ wie es kürzlich Albrecht Fabri in seiner Totenrede für Benn sagte, und unsere einzige Wirklichkeit ist das Wort.)

Und trotzdem: man sollte an diesem Buch nicht vorbei gehen. Was einen dermaßen provoziert wie „Dichtung als Dasein“, kann nichts Mittelmäßiges sein (Lehmann wußte das selbst, schrieb: „jede kritische Regung bestätigt ein Kunstwerk, hält es lebendig“, auch einen Essay, müssen wir hinzufügen). Durch dieses Buch erfährt man zudem eine Menge Neues, über den Akt des Produzierens, über die „Wirkungen der Literatur“ (vielleicht der beste Aufsatz Lehmanns!), über die Konjunktion Dichtung-bürgerlicher Beruf, über das Übersetzen von Lyrik. — Neues vor allem auch über Lehmann favorisierte Dichter wie Jules Renard, Robert Greves, Th. Storm, Moritz Heimann, E. Langgässer, M. Kessel und Oskar Lörke (der in allen Essays spukt, für jede Lehmannsche Theorie den Beweis, d. h. das Zitat liefern muß), außerdem Hinweise auf zu Unrecht vergessene Dichter für die man dankbar sein muß. Aber leider — und hier muß unsere Kritik schon wieder ablehnen — ist Lehmann nicht immer ein kompetenter Kritiker, wenn er Hinweise gibt — oder, was auch vorkommt, wenn er Absagen erteilt.

Das gilt vor allem für seine Beurteilung von jüngeren Autoren (die er übrigens, seltsam genug, fast allesamt erwünscht). Er zitiert sie viel, die Jungen, aber fast immer, um sie lächerlich zu machen. Aber was er an Jungen zitiert, sind fast alles indiskutable Leute, in Nazi-Anthologien entdeckt, Nüssebewisperer, die sich gegenseitig die Frösche abschreiben, Leute, gegen die Lehmann selbst avantgardistisch zu nennen ist. Warum hat er sich nicht ernsthaft mit unseren begabtesten Jungen auseinandergesetzt, also mit Celan, Höllerer, Bachmann, Grass, Mon, Demus, etc.? Stattdessen empfiehlt er uns mit bewegten Worten die dummen Reimereien eines H. H. König (z. B. so: „Hier, wo die Zeit des Zeigers bar ist, / lebt noch die Zeit so, wie sie wahr ist“), ja spielt diese

gar gegen die Gedichte H. E. Holthusens aus, die (da sie zu sehr Eliot kopieren) wir sicher nicht als große originale Lyrik bezeichnen, die aber wenigstens unsere Bewußtseinslage spiegeln.

Zum Schluß: Lehmann zitiert Goethe, dem ein Kritiker mißfällt, der, was der Dichter ins Enge gebracht, ins Weite klaube. Bei Lehmann jedoch muß der Kritiker oft ins Enge bringen, was der Dichter (in diesem Falle der „lyrische Essayist“) ins Weite geklaut hat. Trotzdem enthält das Buch, das sei nochmals betont, sehr viel Interessantes, Neues, Anregendes, einige unvergeßliche Sätze zudem, wie diesen, der dem ganzen Lehmannschen Programm widerspricht: „die Dichtung feiert auch die Vergänglichkeit: dafür schon diese sie!“ (Obwohl mich hier schon wieder die Metapher stört „die Dichtung feiert“. Sie registriert doch nur. Aber so könnte man endlos fortfahren, wer das will, kaufe sich geschwind das Buch. *Peter Hamm*

Ruf und Echo

Die unter diesem Titel erschienenen Aufsätze von *Albrecht Goes* (Frankfurt a. M. 1956, S. Fischer. 219 S. DM 8,60) stehen unter dem Zeichen eines „Menschen der Lebensmitte“, wie der Autor sich selber am Ende des Buches nennt, unter dem Zeichen liebevoller Wahrnehmung, sich bescheidenden Rühmens und weniger des Schreibens, möchte man sagen, als des Gesprächs, unter dem Zeichen also des „Unmittelbaren“, das er auch zur Einleitung seiner Aufsätze zitiert. In ihnen allen handelt es sich um Begegnungen, nicht so sehr um Distanz, Betrachtung und Wertung, sondern vielmehr um Austausch, um ein geistiges oder leibliches Gegenüber. Dies wirkt zwar bei der Häufung insbesondere der vielen Gedenkreden (über Schiller, Mörike, Mozart, Hesse, Mann, Carossa, Buber), die in dem Bande zusammengefaßt worden sind und durchweg eine ähnliche Grundstruktur haben, etwas manieristisch, aber jedes Stück einzeln genommen gewinnt andererseits durch diese Darstellungsart an Atemnähe, und für die Einzelwirkung sind sie ja ursprünglich gedacht gewesen. Das gleiche gilt für die von Goes gepflegte besinnliche Sprache. Da sie weder von einer Handlung getrieben wird, noch das Gewicht einer Handlung zu tragen hat wie in seinen dichterischen Arbeiten, ergeht

sie sich in die Breite, so daß selbst der „gute Leser“, dem Goes ein besonderes Kapitel widmet, ihre Vorzüge besser würdigen wird, wenn er das Buch nicht in einem Zuge liest. Sprachlich sowohl wie strukturell am gegligtesten muten die Teile des Bandes an, in denen der Eindruck des Fremden, Neuen, noch Unvertrauten die Stellungnahme des Autors überwiegt, so z. B. die Schilderung von Ravenna, die Wiedergabe des Tages in Vézelay oder das köstlich nachgezeichnete Bild der Kartenspieler in Paris. Außerdem hat man hier auch die Möglichkeit, im Sinne von Albrecht Goes ein wirklich guter Leser zu sein, ein Ohr für das Ungesagte zu haben.

Hildegard Ahemmm

Rudolf Borchardts Erzählungen

Auf *Rudolf Borchardts* „Reden“, mit denen die Ausgabe der „Gesammelten Werke in Einzelbänden“ im letzten Jahre so erfreulich begonnen wurde, ist in der D. R. ausführlich hingewiesen worden. Nun wurden soeben als zweiter Band des Gesamtwerkes die „Erzählungen“ vorgelegt. (Stuttgart 1956, Ernst Klett Verlag. 527 S. DM 25,50). Auch die Erzählungen legen von der einzigartigen und großen Begabung dieses Dichters Zeugnis ab. Auch in ihnen spricht zuletzt der große Sprachkünstler, der Meister des Wortes, der Schöpfer gewagter Wort- und Satzkaskaden. Es spricht aber aus diesen Dichtungen auch der Zeitkritiker, den wir im Bande der „Reden“ kennen und achten gelernt haben. Es spricht der Moralist, der mit dem gestalteten Wort wirken will, der mit seinen „zeitgenössischen Erzählungen“ eingreifen möchte in den von ihm mit scharfem Auge und klarem Verstand erkannten Verfall der Gesellschaft. Der Band enthält zunächst vier Erzählungen, die erstmals 1929 unter dem Titel „Das hoffnungslose Geschlecht“ erschienen sind und den 1937 veröffentlichten Roman „Vereinigung durch den Feind hindurch“. Alle diese Arbeiten geben sich betont zeitgenössisch, das heißt, sie versuchen die für Borchardt hoffnungslose Lage der Gesellschaft nach dem großen Zusammenbruch im Gefolge des ersten Weltkrieges sichtbar zu machen. Sie sollten auch, wie es ein ganz bewußtes Anliegen Borchardts war, aufrufen, aufrütteln, anklagen und damit heilen. Aber auch der Ankläger, der Moralist

Borchardt bleibt, wie das nach seinem Wesen garnicht anders sein kann, stets ein Künstler hohen Ranges, der nie vergißt, daß er nicht nur seinem Volke, der Gesellschaft gegenüber Pflichten hat, sondern auch der Sprache gegenüber. So sind diese Erzählungen durch ihre Haltung, ihren Gehalt und durch ihre Form im Schrifttum der Gegenwart unvergleichlich, sie sind, man kann das schwer anders formulieren unverwechselbar „borchardtisch“, sowohl in der Konzeption wie im Aufbau und in der künstlerischen Durchführung. Ja gerade in dieser Durchführung erscheint wieder der Meister der Sprache, der es nicht verschmäht und dem es vor allem auch gegeben ist, die Sprache bis in den Jargon des Dialogs zu beherrschen. Freilich hier dominiert mitunter der großartige Sprachkünstler dem es gegeben ist, mit der Sprache zu spielen, über den Dichter. Zwei kleine, aber sehr dichterische Erzählungen, „Die Geschichte des Erben“ und „Die Begegnung mit dem Tod“ beschließen den Band der für jeden Freund großer Dichtung, für jeden Liebhaber der Sprache einen besonderen Genuß bedeuten wird. Das Erscheinen dieser Gesamtausgabe, für deren vorbildliche buchtechnische Gestaltung wir dem Verlag zu Dank verpflichtet sind, sollte dazu beitragen, daß die Deutschen, daß die europäische geistige Welt diesen außerordentlichen Dichter, diesen selten scharfen Geist kennen und schätzen lernen. Wir haben nicht viel seinesgleichen.

Otto Henschel

Vom Kampf zur See

Jetzt liegt ein zweites Buch, von einem englischen Seemann geschrieben, vor, das sich mit dem Kampf zur See während des Zweiten Weltkrieges befaßt. Galt das erste Buch „The Cruel Sea“, Deutsch „Großer Atlantik“ von Nicolas Montsarrat (Hamburg, Claassen) dem Kampf der Geleitschiffe im Atlantik, so schildert der Roman „Die Männer der „Ulysses““ von Alistair Mac Lean (Berlin-Tempelhof, Ullstein. 381 S. mit 2 Karten. Leinen. DM 12,—) den Kampf der Geleitschiffe auf der nördlichsten Route von England nach Sibirien. Dieses Buch, das sehr viel mehr als ein Roman ist und in der englischen Originalausgabe eine Auflage von 300 000 Exemplaren in kurzer Zeit erzielte, und dessen Übersetzung in zehn Sprachen vor-

gesehen ist, hat in Deutschland in kurzer Zeit das 1.—25. Tausend überschritten. Das 26.—35. Tausend ist in Vorbereitung. Dieser Erfolg erklärt sich nicht nur aus der aufregenden und bis ins tiefste aufwühlenden Darstellung des grauenvollen Erlebens der tapferen Besatzung des britischen Kreuzers „Ulysses“, der ständig die Geleitzüge von England nach Murmansk zu begleiten und zu schützen hatte. Was die Seeleute bei der Fahrt auf der höchsten Nordroute allein an körperlichen und seelischen Leiden infolge der grausamen Kälte, der gegenüber die Technik versagte, zu leiden hatten, ganz abgesehen von der ewigen Bedrohung durch deutsche Flugzeuge und U-Boote, überschreitet die Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit und Energie.

Die Besatzung der „Ulysses“, die viele Fahrten in dem eisigen Klima und dem Kampf gegen die unerbittliche Kälte und die stürmische See hinter sich hatte und der Verzweiflung nahe war, verweigerte den Gehorsam im Heimathafen. Diese „Meuterei“, der wie auch der Leistung und den Leiden der Besatzung der Begleitschiffe auf der Nordroute die britische Admiralität ohne Verständnis gegenüberstand, mußte durch Waffengewalt bezwungen werden. Trotzdem leisteten Kommandant, Offiziere und die ganze Besatzung das Unmögliche. Obwohl sie wissen, daß sie von der Admiralität ohne Rücksicht auf Verluste eingesetzt werden, erfüllen diese „Meuterer“ ihre harte Pflicht. Ein Geist der Kameradschaft trägt sie in stummer Selbstverständlichkeit. In Aufzeichnungen von Tag zu Tag wie im Logbuch erleben wir den Weg in den Untergang der „Ulysses“ mit. Dauernd von Flugzeuggeschwadern und U-Boot-Rudeln verfolgt, die schwere Verluste verursachen, wird sie endlich mit dem Rest des Geleitzuges Opfer der „Tirpitz“. Bei aller Bitterkeit gegenüber den Befehlen der Admiralität und der inneren Ablehnung auch der Offiziere bleibt das Ganze ein hohes Lied menschlicher und seemännischer Fairneß, auch in dem Urteil über den Feind. Gerade dadurch wird brennend die Frage aufgeworfen, ob es überhaupt noch einen Menschen und eine politische und militärische Behörde geben kann, die es verantworten kann, Menschen in einen solchen Krieg zu schicken. Das Buch wirkt in seiner Schlichtheit als ein flammender Protest

gegen den Krieg. Hier liegt wohl auch die Erklärung für die so schnelle Verbreitung des Buches. Bemerkenswert gerade für uns ist die faire Haltung der beiden englischen Autoren, während in einem ähnlichen deutschen Buche ein subalternes Ressentiment spürbar ist.

R. P.

Poesie und Partisan

Es ist viel, daß ausgerechnet ein Erstling einem wieder zu Bewußtsein bringt, wie gut sie zusammenpassen können, die Poesie und die Partisanen. Alles wird im Guerilla-Krieg doppeldeutig. Die Freundlichkeit von Menschen, die Schönheit von Landschaften, sogar die Ereignislosigkeit schafft Beklemmung, man wittert Falschheit, Hinterhalt, Gefahr. Diese Zwielfichtigkeit der Erscheinungen leistet den Stimmungen Vorschub, den verbalen Zwischenwerten, den verschwebenden Akzenten. Im Kampf schweigt die Reflexion, die Erwartung des Schrecklichen ist die eigentlich poetisch fruchtbare Phase.

Hans W. Pump, der 1956 als 41-jähriger sein erstes Buch veröffentlicht hat, scheint derlei sehr bewußt in Rechnung gesetzt zu haben. Sein „Roman“ — es ist eher eine Erzählung — „*Vor dem großen Schnee*“ (Hamburg, Claassen-Verlag, DM 11,80), enthält keine 30 von 268 Seiten, die eine Aktion gegen Partisanen schildern. Alles andere dient der Vorbereitung: Beziehen der Stellung, Erkundungsritte, Landschaftsbeschreibungen, Gespräche beim Stab, mit den Kameraden und einem Russenjungen, den die Partisanen als Kundschafter in einem brennenden Dorf zurückließen. Dieser Junge, der eine übertragene Bedeutung haben soll, der angeblich „das Geheimnis des Landes wie eine versiegelte Order“ mit sich herumträgt, bleibt verdächtig wesenlos. Hier versagt die bildkräftige Erzählweise des Autors, die in Stimmungsmalerei und im Landserjargon beachtliche Einprägsamkeit erreicht. Es verliert sich die Plastizität, es unterlaufen wenig einleuchtende sprachliche Bilder, auch Pleonasmen wie „unschöne Gefahren“ und „präzise Exaktheit“. Einmal radebrecht der Russenjunge, ein andermal spricht er fließend deutsch, wenn nämlich Weltanschauliches diskutiert wird. So etwas frisiert auch das grobe Mundwerk der Soldaten: „Manchmal denke ich — und spürst du es nicht selber? — dieser Krieg ist eine Rück-

führung des Menschen an die grausame Grenze der Urnatur... Dieser Krieg ist kein Krieg und doch der Krieg, und Gesetze über ihn sind sowieso paradox.“ Hier spricht das „Anliegen“ des Autors durch den Mund einer seiner Figuren und entlarvt sie dadurch als Marionette.

Pump möchte nämlich mehr geben als eine Episode im Partisanenkrieg. Es geht wieder um die Freiheit der Entscheidung in einer „verplanten“ Situation. Der Erzähler erlaubt sich, die Front zu wechseln, doch gerät er dadurch nur tiefer in die Unfreiheit, nämlich in die Kriegsgefangenschaft. Diese Sinnggebung ist zwar ziemlich gewissenhaft in die atmosphärisch dichten Alltäglichkeiten eingewebt, doch fällt sie immer wieder störend auf wie ein Faden von unpassender Farbe. Die Einzelheiten sind besser als das Ganze. Darum ist dieser Roman nicht viel mehr als ein beachtliches Versprechen. Man möchte den Autor beim Wort nehmen.

Hans Daiber

Maß und Menschen

Der kürzeren Erzählung *Evas van Hoboken* „*Manda wartet*“ und dem Roman der Verfasserin „*Die Lanze im Acker*“ (Zürich 1956, Origo Verlag, 78 S. und 198 S.) ist gemeinsam, daß ihre Fabeln sekundär werden gegenüber der in ihnen ausgedrückten Bedeutung. Während etwa Manda, die Tänzerin, Sebastian erwartet, den sie liebt, gerät er in einen allegorischen Zirkus. Der Wechsel zwischen Schilderungen von Mandas Seelenvorgängen und den bedeutungsvollen im Zirkus enden damit, daß Sebastian Manda aus dem inzwischen in Brand geratenen Haus rettet. Der dünne Vorgang meint eine Läuterung des „reinen“ Helden. Adelaide, die geldgierige Zirkuskassiererin, Magna Mater, gütig und schrecklich, Herrin der Tiere, zuletzt sinnelustige Frau Venus, steht gegen amanda anima Manda, die liebende Seele, Venus Urania, schwerelose, vergeistigte Liebe und menschlich zentrale Qualität Sebastians. Die Beschreibungen von Seelenzuständen und äußeren Vorgängen meinen etwas, erzeugen es jedoch nicht. Psychologisches in archetypischen, Mythischem angenäherten Formen bringt es im Überspringen der Realität nur zu allegorischen Chiffren. Vorgeformtes Bildungsgut von festgelegter Bedeutungsschwere verbindet sich mit geläufigen, vorgeformten Typen der

Realität, ohne daß diese Selbstwert würde. Als Marionetten bewegen sich die Figuren an den Fäden des Gemeinten. Auf dem Grunde einer unbedenklich hymnischen Haltung schafft die Übersinnlichkeit nur notdürftige „Verleiblichungen“. — Stärker tritt dieser Gestaltungszug in seinen Nachteilen in dem Roman hervor. Die Heldin des Anfangs- und Schlußkapitels entstammt der Familie des Herrn Humelin, der, reicher Fabrikant und großer Jäger, die nordische Willens- und Ordnungswelt vertritt. Sein Sohn, der Maler Hubertus, hat mit der ihrem Mann entlaufenen Frau Anna eine Tochter, eben diese Maria. Sie kehrt als Frau in das Land ihrer Kindheit nach Italien zurück. Italien ist hier eine blutvoll mediterrane Seelenwelt. Im Nacherleben der Vergangenheit findet Maria zu ihrer eigenen Wirklichkeit. Auch hier ist das Gemeinte so stark, daß der kausale Nexus darüber sekundär und der pragmatische grob wird. Im Veredeln der Realität auf mythische Schicksalsmächtigkeit hin werden die Figuren so abstrahiert wie forciert. „Spüren Sie Urwasserseligkeit, Maria, wenn Sie mit mir an den Quellen stehen?“ fragt Pulcinella. Bei dem Maß, das an Welt und Menschen gelegt wird, kommen Welt und Menschen zu kurz. Das Maß triumphiert.

H. Ringleb

Unmögliche Beweisaufnahme

Mit seiner „*Spirale*“ Roman einer schlaflosen Nacht“ (Frankfurt a. M. 1956, Suhrkamp. 372 S. DM 14,50) ist Hans Erich Nossack ein Buch gelungen, das in jeder Hinsicht „stimmt“, das Kunst ist, das herausragt aus der Flut der Neuerscheinungen. In einer scheinbar mühe-losen, durchsichtigen, nicht auf ästhetische Wirkung abzielenden und dennoch oder gerade deshalb poetisch schönen Sprache bewältigt er überzeugend einen ebenso eigenwilligen wie allgemeingültigen Erfahrungshintergrund.

Ein Mann, der schlaflos liegt, „müht sich, sein Leben zurück und zu Ende zu denken.“ Er hält über sich Gericht, klagt sich an, verteidigt sich, versucht, sich zu begnügen. In fünf „Spiralen“ nähern sich seine Gedanken jenem inneren Raum seines Daseins, in dem Gelingen und Scheitern eins werden. Die „unmögliche Beweisaufnahme“ der dritten Spirale ist Mittel- und Höhepunkt des Buches, eine Gerichtsverhandlung,

wiedergegeben in einem imaginären Protokoll. Natürlich wird es dem Juristen nicht einsehbar, daß die Frau des Angeklagten seit einem gemeinsamen abendlichen Spaziergang in einem „Schneege- stöber“ vermißt wird, weil sie dem Bewußtsein des Mannes entglitten ist, der immer neu aufbricht ins „Nicht-Ver- sicherbare“, der vom „Weggehen“ und „Hindurchgehen“ spricht und weiß, daß das den Menschen „ganz und gar ver- ändert“. Er sucht immer mehr auszu- sagen „als die Sprache hergibt“, obwohl er zugleich bemüht ist, sich nicht zu Worten hinreißen zu lassen, „die nur außerhalb dieses Saales Selbstverständ- lichkeit haben“. Die Geste des Zuende- Fragens bestimmt vor allem auch die fünfte Spirale, in der Teilnehmer einer Expedition auf ein „Mal“ stoßen, das für das „Ungreifbare“ steht. In dieser Spirale steht auch der Satz, der ein ge- heimes, immer wiederkehrendes Gedan- kenmotiv Nossacks so zuspitzt: „Stammt nicht alles, was geredet und geschrieben wird, von Gescheiterten?“

Ein außerordentliches Buch, von dem man im Grunde keine Vorstellung geben, auf das man nur nachdrücklich hinweisen kann.

Walter Helmut Fritz

Eine durchkneipte Nacht

Der Untertitel hat recht: „so gut wie ein Roman“ liest sich das Buch von Hans Scholz „*Am grünen Strand der Spree*“ (Hamburg, Hoffmann und Campe. 370 S. DM 12,80). Und dabei ist es doch keiner, sondern eine Geschichten- sammlung wie des Romantikers Hoff- mann „Serapionsbrüder“ und von den Geistern starker Getränke durchweht. In der Jockey-Bar, nicht weit vom Kur- fürstendamm, findet sich ein gutes halbes Dutzend trinkfester Männer zusammen, um einen aus russischer Gefangenschaft heimgekehrten Kameraden zu begrüßen, Maler, Filmleute, Komödianten, Musi- ker. Auch eine schöne Frau kommt zu Wort, Barbara Bibiena, die in mannig- fachen Wandlungen als ein liebes Kind mit vielen Namen in den Herzen der Erzähler und ihren Geschichten lebt. Was in dieser Aprilnacht 1954 erzählt wird, unterhält, ergreift, erschüttert. Es sind Geschichten aus dem Polenfeld- zug und aus russischer Gefangenschaft, von der langweiligsten aller Fronten, der norwegischen, und aus der Sowjet- zone. Aus preußischen Ruhmes- und Unglückstagen taucht Kunersdorf auf,

und wenn in Markgraffpieske, Richtung Scharmützelsee, der Wind von Südosten weht, spürt man: er kommt von Sorau, von Liegnitz, von Breslau. Scholz ist einer von den deutschen Dichtern, denen beim Schreiben immer noch etwas einfällt. Ein echter Poet scheut er gelegentlich auch den Kalauer nicht: „Da sei Roquefort!“ Er sieht im Hang zum Schlimmen einen bemerkenswerten Zug unseres Zeitalters und warnt vor Staaten, die ein Bildungsmonopol beanspruchen und eine nach Willkür gehandhabte Bildungssperre daraus machen. Einen herrlichen Zorn hegt Scholz auf Bundeschilbürger, die eine Art haben, Berlin zu sagen, als sprächen sie von Archangelsk, und sich als realistisch vorkommen, wenn sie Berlin für rückständig und überholt erklären und meinen, man müsse als Geschäftsmann auch abschieben können.

Paul Weiglin

Vom schwarzen Wein

Theodor Kramer, einer der begabtesten und ohne Zweifel originellsten österreichischen Dichter hat am 1. Januar 1957 das 60. Lebensjahr vollendet. Auf den Geburtstagstisch legt ihm Michael Guttenbrunner als Herausgeber, die soeben im Otto Müller Verlag, Salzburg, erschienene Gedichtauswahl: Theodor Kramer: *Vom schwarzen Wein*. Ausgewählte Gedichte, herausgegeben von Michael Guttenbrunner (Salzburg, Otto Müller Verlag. 111 S. DM 7,—).

Der Autor, einstmals Empfänger gewichtiger Preise und mancherlei Ehrungen, lebt seit seiner Vertreibung aus der Heimat im freudlosen Exil in England und kämpft seither gegen große Schwierigkeiten für die Publikation seines umfangreichen Lebenswerkes, doch es hat sich mehr und mehr „das Schweigen des Vergessens um Kramer gebreitet“. Allezeit bedrängt von Krankheit und wirtschaftlichen Nöten, erfüllt er unbeirrbar und konsequent kompromißlos seine Aufgabe als Sprecher für „jene, die ohne Stimme sind. und er musiziert auf einer Orgel aus Staub“. Die Jahre der Emigration haben seine Beziehung zur alten Heimat noch vertieft, sein Thema, das Leben der Landarbeiter, Keuchler, Tagelöhner, Glasbläser, Ziegelbrenner, Bahnwärter Niederösterreichs und des Burgenlandes, nimmt nach wie vor den Platz in seinen Büchern ein.

Kramer wurde in Niederhollabrunn als Sohn eines Landarztes geboren. Vom

Vaterhaus erbt er den unbestechlichen Blick für medizinische Fragen und das grenzenlose Mitgefühl für alle Kranken in Leib und Wesen, für die Armut überhaupt, und für die Abseitigen und Verscheuchten. Im Krieg 1914—1918 war Kramer Frontsoldat. Er war kaum 20 Jahre alt, da er als Schwerkriegsverletzter mit Bauchschuß heimkehrte. Von dieser Kriegsverletzung her ist ihm ein quälendes Leiden geblieben. „Ich bin praktischer Patient der gesamten Heilkunde“ sagt er manchmal. Nachdem er 1939 geflohen war, starb seine Mutter im Januar 1943 in Theresienstadt.

Theodor Kramers erster Gedichtband „Die Gaunerzinke“ 1928 machte ihn mit einem Schlage bekannt und brachte ihm den Literaturpreis der Stadt Wien ein. „Kalendarium“ (1930) folgte, und „Wir lagen in Wollhynien im Morast“, Niederschlag seiner Kriegserlebnisse, erschien 1931. Im gleichen Jahr wurde Kramer mit dem Julius-Reich-Preis geehrt. 1936 wurde der Versband „Mit der Ziehharmonika“ gedruckt. Die Exilgedichte: „Verbannt aus Österreich“ (London 1943) sind bei uns nicht bekannt geworden,

„NA UND ...?“

von Werther W. Duschek in dreifarbig lackiertem Umschlag, 64 Seiten, mit exquisiten Federzeichnungen in Pastell-Tönung. Eine Sammlung köstlicher Berliner Atmosphäre, zum Großteil im „Sender Freies Berlin“ gebracht, Preis DM 3,80 frei Haus.

Bestellung: Berlin-Verlag, Abt. Versandbuchhandel, Auslieferungsstelle Berlin - Zehlendorf, Wolzogenstr. 23.

„Eine Tüte Berliner Luft“

die zweimal monatlich ins Haus kommt: Die lebendigen, reich illustrierten

BERLINER

Blätter

DIE HAUSZEITSCHRIFT DER
REICHSHAUPTSTADT

mit einer 52seitigen Hauptausgabe am Monatsanfang und einer 8seitigen Ergänzungsausgabe mit Pressestimmen aus der ganzen Welt über Berlin zur Monatsmitte. Bestellungen bei jedem Postamt oder direkt beim Berlin-Verlag, Bad Wörishofen, Postfach 54.

Monatsabonnement DM 1,— zuzüglich Zustellgebühr.

und „Wien 1938“, „Die grünen Kader“ sowie „Die untere Schenke“ fanden erst nach dem Kriege (1946) einen Verleger. Im Jahr 1947 erhielt er den Literaturpreis der österreichischen Liga der Vereinten Nationen. Alle Gedichtbände Kramers sind längst vergriffen. Anfang des verflossenen Jahres brachte Professor Dr. Harry Zohn in „German Life and Letters“ (Oxford USA) einen kleinen Sonderdruck mit Gedichten von Kramer heraus, sonst ist es still um den Dichter geblieben.

Er ist ein Dichter von besonderer Eigenart, und in dem uns vorliegenden Auswahlband gelang Michael Guttenbrunner ein Querschnitt durch das gesamte Werk des Dichters, in dem alle Register dieser „Orgel aus Staub“ zum Klingen gebracht wurden. Die Auswahl erstreckt sich, mit einer Ausnahme (Kalendarium), auf alle Gedichtbände Kramers und auf die schier unübersehbare Fülle noch unveröffentlichter Manuskripte. Das handliche, 111 Seiten starke Büchlein, wurde vom Verlag geschmackvoll ausgestattet.

Carsten Christian Carstens

Eine junge Stimme

Wer die lyrische Produktion dieser letzten Jahre verfolgt hat, der durfte mit Genugtuung erkennen, daß sich immer neue Stimmen verheißungsvoll zu Wort meldeten, sei es nun, daß sie in Zeitschriften oder in den zahlreichen Anthologien einen Platz der Aussage fanden, sei es, daß es ihnen sogar gelang, mit kleineren oder größeren eigenen Sammlungen hervorzutreten. Zu den opferfreudigsten und mutigsten Förderern junger Lyriker gehört seit langer Zeit der Drucker und Verleger Otto Stomps, der früher in der Rabenpresse, jetzt in der Eremiten-Presse in Stierstadt im Taunus jungen Dichtern die Möglichkeit gibt, an die Öffentlichkeit zu treten. Eines seiner letzten buchtechnisch schön gestalteten Bändchen ist dem Dichter *Horst Bingel* gewidmet. Sein „*Kleiner Napoleon*“ (18 S. DM 2,40) enthält vierzehn sehr gültige Gedichte, in denen sich das Zeitlose mit dem Zeitgebundenen vereinigt. Stimmungen, Bilder, Visionen, Gestalten und Botschaften sind es, die uns aus diesen Versen entgegentreten. Der junge Dichter geht mit der Sprache sehr behutsam um, er vergewaltigt sie nicht, er herrscht nicht über sie und er überfordert sie nicht, aber er gestaltet sie

und findet dabei neue Töne, neue Bilder — vielleicht sind es noch nicht immer ganz eigene Bilder und Töne — die uns hoffen lassen, daß er einen guten Weg vor sich haben wird. Auf alle Fälle mahnen uns diese Gedichte, auf den Namen Horst Bingel in Zukunft zu achten. Ein Gedicht wie das, das er „Winter“ überschrieben hat, scheint mir am besten für seine Art zu sprechen. O. H.

Ukrainische Dichtung

Über die Literatur Osteuropas weiß man in Deutschland erschütternd wenig. Es gibt polnische Klassiker (wie etwa Mickiewicz, 1798-1855), die kaum dem Namen nach bekannt sind. Über ungarische, finnische oder rumänische Dichtung erst gar nicht zu reden. Die Kenntnisse des Durchschnittsgebildeten von der ein Jahrtausend alten russischen Literatur beginnen bei Gogol und hören bei Tolstoi auf. Natürlich hat das historische Gründe: durch die Begegnung mit der Antike, mit Rom, wurde aus Germanien Deutschland, und unser geistiges Auge blieb das ganze Mittelalter hindurch nach Süden, vom Beginn der Neuzeit an dann nach Westen gerichtet. Aber diese Gründe liefern heute keine Entschuldigung mehr. Heute, wo wir uns mit solchem Eifer der Poesie fernster Völker und Erdteile zuwenden. Keine Entschuldigung dafür, daß wir über Geschichte, Kultur und Dichtung der Südseeinsulaner besser orientiert sind als über Geschichte, Kultur und Dichtung nächster Nachbarvölker.

Kürzlich erschien bei einem westdeutschen Verlag (Kessler, Mannheim 1956) eine Probe ukrainischer Dichtung: der „*Trojanden-Roman*“ von Wassyl Barka. (100 Seiten, brosch. DM 4,80). Die Ausgabe ist zweisprachig, ukrainischer und deutscher Text gegenübergestellt. Die Qualität von Elisabeth Kottmeiers Übersetzung kann hier, mangels Kenntnis der Originalsprache, nicht beurteilt werden, doch lassen ihr instruktives Vorwort und der ausführliche textkritische Anhang auf eine ebenso sorgfältige wie kenntnisreiche Arbeit schließen. Leider läßt die Ausstattung des Buches sehr zu wünschen übrig. Die Auflage beträgt nur 500 Exemplare. Trotzdem muß hier wohl von einer verlegerischen Tat gesprochen werden. Zumal das Werk, 1949-50 geschrieben, bisher noch nie gedruckt war.

Nordseekuren, wirksam und preiswert bei Katarrhen, Allergien, vag. Dystonie, Nachlassen der Arbeitskraft, Praesklrose. Schriften auf Wunsch auch für Sanatorien, priv. Kinder- und Schulheime - v. Landesverkehrsverband Ostfriesland - DR, Emden, P.223

Diese merkwürdige Tatsache, daß eine fremdsprachige Dichtung zuerst auf deutsch erscheint, ist überaus bezeichnend. Gibt es überhaupt noch eine lebendige, die alten Traditionen fortführende ukrainische Literatur außerhalb des Exils, also in der UdSSR? Wir wissen es nicht. Kein Lexikon, keine moderne Literaturgeschichte gibt darüber Auskunft. Und überaus bezeichnend auch das Schicksal des Dichters Wassyl Barka: Abkömmling altukrainischen Kosakenadels, gegen 1910 bei Poltawa geboren, studierte und lehrte er später als Professor europäische Literatur des Mittelalters. 1942 verwundet, wurde er nach Deutschland gebracht. Er blieb dort, lebte 1945-49, bis zur Auswanderung in die USA, in einem DP-Lager bei Augsburg. Er tauschte die geistige Heimat — für ihn symbolisiert durch die Namen Dante, Shakespeare, Whitman, Balzac, vor allem auch durch die deutsche Gotik — gegen die leibliche Heimat ein, der er dennoch mit allen Fasern verbunden blieb.

Welch eine Spannweite, welch eine — Zerrissenheit! Zerrissenheit nicht als Charakterfehler gemeint, sondern, im Gegenteil, als redlich durchgestandenes Unglück. Nur ein hochsensibler, höchst reiner Geist vermag die Zerrissenheit der weißen Welt, Groß-Europas (wenn man dieses Wort gebrauchen darf, um anzudeuten, daß auch Amerika und Rußland dazugehören) so heillos-ausführlich widerzuspiegeln wie Barka es tut. Auch bei Bartok oder Chagall, die den gleichen Weg gingen, ist diese riesige Spannung spürbar. Chagall malt Rein-Östliches mit rein-westlichem Strich. Er ist naiver, creatürlicher als Barka. Bartok war härter als Barka, dem das Zusammenschmelzen der verschiedenen Traditionenblöcke doch noch nicht ganz gelang. Bisher.

Ist daran Barkas Gelehrsamkeit, seine große historische Bildung schuld? Zur räumlichen, weit auseinanderliegende

Kulturkreise umgreifenden Spannung kommt bei ihm eine zeitliche: im „Trojanden-Roman“ mischen sich mittelalterliche, barocke und moderne Ausdrucksformen. Wer Geologen-Augen hat, erkennt säuberlich übereinanderliegende Schichten. Trojanda heißt Rose — wer dächte da nicht sofort an den altfranzösischen „roman de la rose“, der in ähnlich breiten Versen dahinströmt wie Barkas Buch? Von den „Dumen“, den mündlich von Generation zu Generation überlieferten ukrainischen Volksgesängen mit ihren feststehenden Rhythmen und Bildern (der deutschen Meistersingerei entfernt verwandt), vom blumenreichen „Kosakenbarock“ weiß man hier beinahe nichts. Desto deutlicher erkennt der westliche Leser die bei Barka gleichfalls, wenn auch weit schwächer durchscheinende expressionistisch-surrealistische Metaphorik, seine Kraft, neue, sinnbildlich-einleuchtende Formeln zu prägen, seine oft kühnen Wortbildungen:

Kaum red' ich noch — muß tragen
Pappeltrauer;

oder:

Du Knospe, unerschlichzbar wie
die Geigen, Traumtaube, ...

Von einem „Roman“ in unserem Sinne ist hier freilich keine Rede. Es handelt sich um einen Gedicht-Zyklus mit abwechselnd volkstümlich-epischem und modern-formelhaftem Charakter. Der Inhalt ist lodernes Heimweh: nach der namenlosen Geliebten, mythisch-überhöhtes Bild einer Jugendfreundin, eine russische Diotima, nach der verzauberten östlichen Landschaft, nach einer nicht mehr feindlichen Welt. Östliches Christentum beinahe in jeder Zeile spürbar. Man sollte diesen Barka lesen, für den es, wie man hört, ein so überaus großes Erlebnis war, auf deutsch, in der Sprache des „Faust“ gedruckt zu werden. Man sollte ihn mehrmals lesen, um, erst dann, eine Welt zu entdecken, die dem Zauberkosmos des Chagall sehr nahe ist.

Gert Kalow

Panslawismus

Vor rund hundert Jahren schrieb Karl Marx in der New York Tribune: „Der Panslawismus ist keine Bewegung, die bloß nach nationaler Unabhängigkeit strebt. Er ist eine Bewegung, die, da sie nun auf Europa wirkt, das vernichten würde, was tausend Jahre Geschichte geschaffen haben; die sich nicht verwirklichen könnte, ohne Ungarn, die Türkei und einen großen Teil Deutschlands von der Landkarte hinwegzulegen. Noch mehr, er müßte Europa unterjochen, um diese Ergebnisse, falls sie jemals erlangt werden, dauerhaft zu sichern. Der Panslawismus ist jetzt aus einem Glaubensbekenntnis zu einem politischen Programm oder eher zu einer großen politischen Drohung geworden, die von 800 000 Bajonetten unterstützt wird.“ Ähnlich warnend äußerte sich Michelet, voll Spott über die Rührungstränen humanitärer „Koexistentialisten“, die sich schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts daran erbauten, daß Rußland der Todesstrafe den langsamen aber produktiven Verschleiß der Verurteilten in der Zwangsarbeit Sibiriens vorzog. Die russische Propaganda verkündete „gestern: Ich bin das Christentum; morgen wird sie sagen: Ich bin der Sozialismus!“

Die slawische Geistesbewegung, die zu solchen Prognosen für die Zukunft Europas aufforderte, behandelt *Hans Kohn* in seiner — endlich und auch recht gut ins Deutsche übersetzten — Monographie *„Die Slawen und der Westen“* (Wien 1956, Herold Verlag, 360 S. — unter ihnen 80 Seiten wichtigster Anmerkungen! —, DM 22,50). Dieses fundamentale Werk ersetzt, nach einer Generation!, die Arbeit von A. Fischel, *Der Panslawismus bis zum Weltkrieg* (Stuttgart: Cotta 1919). — Weniger eine Geistesgeschichte in Aneinanderreihung von Einzelanalysen wird uns hier geboten (ergänzend mag man vergleichen: N. V. Riasanovsky, *Rußland und der Westen*, München: Isar-Verlag 1954). Kohn stellt vielmehr Thematik und Entwicklung der panslawistischen Ideologie vor den Hintergrund der allgemeinen politischen und sozialen Geschichte Ost- und Ostmittel-Europas, betont auch immer wieder die charakteristischen Unterschiede und die ihnen entsprechenden Auseinandersetzungen zwischen den nationalen Regungen und Bewegungen der Westslawen und den zunächst eher intellektuellen Ideologien Rußlands selbst,

in denen als wirkendes Ferment der ostkirchliche Messianismus nicht zu verkennen ist.

Für Kohn, den Osthistoriker, dürfte diese äußerst materialreiche Arbeit als voll entwickelte Nebenfrucht den Studien über „Die Idee des Nationalismus“ (dt. Übers. Heidelberg: L. Schneider 1950) entwachsen sein. — Auf Herder geht die „völkische Erweckung“ gerade der Slawen zurück. Die Befreiungskriege gegen Napoleon gaben Rußlands Heeren und, ihnen geistig folgend, Rußlands Intelligenz die bis zum Machtrausch sich steigernde Sensation einer nationalen „Geburt“ zur Überlegenheit über alle Reiche der Welt. Hegel lieferte das dialektische Denkschema, das den Aufstieg Rußlands über Peter d. Gr. zur Geltung als Urmutter alles Slawentums als „notwendig“ zu deuten erlaubte. — Zugleich war ein Strom des Panslawismus als „Verteidigungs- (und, wir fügen hinzu, Emanzipations-) Bewegung der Westslawen ins Leben getreten“, indirekt gefördert durch die Reformpolitik des Habsburger-Staates vor und um 1800. Diesem westslawischen Panslawismus bleibt ein Element des Widerspruchs gegen die russische „Urmutter“ eigen — wie ja überhaupt schon im Begriffe Panslawismus historisch gewachsene Unterschiede eher gewaltsam uniformiert denn versöhnt erscheinen: Selbstentfaltung zu geschichtlich begründeten Nationen muß der gnostisch-heilbringerischen Unifizierung widerstreiten.

Dieser latente Konflikt tritt — nach dem Ausbau der russisch-panslawischen Doktrinen durch die Pogodin, Chomjakov, Kirejewskij, Tjutschew — deutlich auf dem Moskauer Kongreß von 1867 zu Tage. Polen war — nach der Unterdrückung der Freiheitsrevolution von 1863! — auf ihm nicht vertreten, und den Geist, der auf russischer Seite auch den Westslawen gegenüber herrschte, verdeutlicht u. a. diese wahrhaft „klassische“ Briefstelle Tjutschews (26. Juni 1864 an seine Schwester, zit. von Kohn, S. 143): „Zwar bin ich zu Verträgen bereit, doch nur zu solchen von provisorischem Charakter und auch nur dann, wenn wir über ihnen nicht die axiomatische Wahrheit vergessen, daß es keine Allianz zwischen Rußland und dem Westen geben kann, weder um der Interessen noch um der Prinzipien willen . . . Es gibt nur eine natürliche russische Politik gegenüber dem Westen: Wir dürfen kein Bündnis

mit der einen oder anderen dieser Mächte eingehen, sondern müssen ihre Uneinigkeit und Zwietracht schüren, weil sie nur, wenn sie uneins sind, uns nicht schaden können . . ." — Solche traumatische Angst hat dann auf das Entstehen des Bismarck-Reiches dadurch geantwortet, daß sie den Panslawismus sich zur Ideologie eines großrussisch-politischen Nationalismus weiterentwickeln ließ. Mag diese Ideologie auch nach 1917 zunächst von der anderen eines weltrevolutionären Bolschewismus (scheinbar!) überspielt worden sein — 1941 wird sie reaktiviert: welch schauerliche Linie mittelbarer „Erweckungen“ durch die Deutschen Herder — Hegel — Bismarck — Hitler! Nun aber ist der Panslawismus abgelöst durch jenen „Panrussismus“, der mit Entnationalisierungen („dialektische Aufhebung“ von Herder!?) zwischen Pankow und Karaganda als Politik des Genozids in Macht steht.

Muß sich ein Nationalismus, der „Pan-Nationalismus“ wird, selbst aufheben? Gibt es in Geschichte und Politik ein solches „muß“!? Hitlers Überfall auf die Tschechoslowakei hat 1939 die angeblich „nur“ auf nationaler Bluts- und Volkstums-Basis ruhende NS-„Reichs“-Politik vollends demaskiert. — Dieses erregende Buch könnte auf seine Weise helfen, die Ereignisse im ostmitteleuropäischen Gürtel von 1945 bis Ungarn 1956 auch als entlarvende Selbstvernichtung der schwersten politischen Häresie der Neuzeit, des ideologischen Nationalismus, begreifen zu lehren: als Aufforderung an und zu Europa. Kf

Stimmen Ibero-Amerikas

Kurt Wais, der sich vor allem durch seine literarischen Studien und Essays einen guten Namen gemacht hat, erbringt in einem schmalen, aber dafür ungemein inhaltsreichen und informativ wertvollen Band erneut den Beweis für sein starkes analytisches Talent. „Zwei Dichter Südamerikas“, die Chilenin Gabriela Mistral und der Venezolaner Rómulo Gallegos, stellt Kurt Wais in die Mitte seiner Untersuchung (Hermann Luchterhand Verlag, Berlin-Frohnau. 87 S. DM 8,40). Dem Autor geht es ausschließlich um die Formensprache und die zentralen Themen im Werk der bei-

den Ibero-Amerikaner; und dennoch entsteht ein biographisches Porträt — und darüberhinaus ein aufs Wesentliche gerichteter Exkurs über die südamerikanische Literatur der letzten hundert Jahre. Wahrlich, eine gelungene, disziplinierte Arbeit und zugleich ein schöner Beitrag zur latein-amerikanischen Literatur der Gegenwart. Selbst demjenigen, der mit der Lyrik Gabriela Mistrals und den Romanen und Erzählungen Rómulo Gallegos vertraut ist, wird durch Kurt Wais' Essays Neuland erschlossen werden. Denn das spanische Erbe, die europäische Tradition, die indische Kultur reißen für den Dichter Südamerikas Klüfte auf, die für uns oft schwer zu erkennen sind. Auf sie hingewiesen zu haben, ist einer der vielen Verdienste, die sich Kurt Wais mit diesem Band erworben hat. Helmut M. Braem

44mal um 4 Buchstaben . . .

Es gibt wohl wenig Aufforderungen, die selbst in rauen Zeitläuften so oft gebraucht und so selten befolgt werden, wie Götzens berühmtester Spruch. *Maximilian Müller-Jabusch* hat nun — für die ganz alten Leser der „Deutschen Rundschau“ als Essay schon anno 41 — in einem „Büchlein fröhlicher Wissenschaft“ dem Zitat gewaltig auf den Stammbaum geschaut („Götzens grober Gruß“, München 1956, Verlag Pohl. 344 S. DM 8,80) und uns mit peinlicher Akribie und bester Laune, unter recht nutzbarer Beifügung neuerlicher Gerichtsentscheidungen für den Fall des Falles, den Nachweis geliefert, daß es mit dem beliebten Spruch, der so gern gesprochen und ungern gehört wird, schon weit zurück in antiker Zeit angefangen hat. Wie man's damals sagte, schrie, flüsterte oder schrieb und was sich an recht eindeutiger Materie noch ergötzend dazu ergibt, ist hier leider nicht zu zitieren. Nebst Index und Kommentaren für weiteren Forscherdrang ist auf einigen Seiten in vierundvierzig Sprachen (abgezählt!) plus Varianten für höflichere und gröbere Gemüter wiedergegeben, was auf Tibetisch „Ngai rkub idog-tschig!“ heißt, wenn's kein Druckfehler war.

Wer's nicht glaubt, zahlt acht Mark achtzig und schaut selber nach!

Dieses rät

Arnold Landwehr

Hinweise

Prager, Gerhard ed.: Die Tage der Welt sind Gottes Tage. Ein Hausbuch zum Vorlesen (Hamburg 1956, Agentur des Rauhen Hauses G. m. b. H. 226 S. DM 11,30.). Anthologie moderner Prosa. Autoren u. a.: Bergengruen, Stahl, Hildesheimer, Böll, Lange, Doderer, Andres.

Lesskow, Nikolaus: Der Berg. Eine Novelle aus Ägypten (Hamburg 1956, Agentur des Rauhen Hauses G. m. b. H. 136 S. DM 6,80). Eine der schönsten Erzählungen des Dichters, meisterhaft übertragen von Johannes von Guenther.

Neeße, Gottfried: Staatsdienst und Staatsschicksal. Eine Studie über das deutsche Berufsbeamtentum (Hamburg 1955, Holsten Verlag. 115 S. DM 4,80).

Weiber, Anton ed.: Homer Odyssee. Die Fahrten des Odysseus. Griech. Text mit einer neuen Übertragung, umfangreichem Anhang und Namensregister. (München 1956, Ernst Heimeran (Tusculum), 748 S. DM 18,—).

Schmidt, Wieland: Die Entwicklung des wissenschaftlichen Bibliothekswesens im Lande Berlin. (Berlin 1956, Carl Heymann. 20 S. 8 S. Bilderanhang. DM 2,60). Interessanter Abriss der Geschichte der Berliner wissenschaftlichen Bibliotheken seit 1948.

Langen-Müller's Kleine Geschenkbücher (München, Albert Langen - Georg Müller ca. 70 S. DM 3,60) Nr. 54 Knut Hamsun „Vagabundentage“ Nr. 58 Aldous Huxley „Die Ruhekur“, Nr. 59 Karl Ude „Damals als wir Rollschuh liefen“, Nr. 60 Georges Duhamel „Erlöserin Musik“.

Meissner, Boris: Das Ende des Stalin-Mythos. Die Ergebnisse des 20. Parteikongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Parteiführung — Parteiorganisation — Parteideologie. Dokumente und Berichte des Europa-Archivs Bd. 13 (Frankfurt 1956, Institut für europäische Politik und Wirtschaft. 214 S. DM 19,80). Umfassende Analyse der strukturellen, personellen und ideologischen Veränderungen seit Herbst 1952.

Friedrich, Hugo: Der fremde Caldeon (Freiburg i. B. Schulz. 45 S. DM 2,50). Die dem heutigen Menschen fremde Sonderheit des spanischen Genius bringt uns diese in ihrer Knappheit und Klarheit meisterliche Unter-

suchung nahe. Wir erleben Traum, Trug und Nichtigkeit des großen Welttheaters, das der Dichter genossen und durchschaut hat, und über dem als das einzig Truglose die Ewigkeit Gottes steht.

Braubach, Max: Der Einmarsch der deutschen Truppen in die entmilitarisierte Zone am Rhein im März 1936. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges. (Köln und Opladen 1956, Westdeutscher Verlag, Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen Heft 54. 48 S. DM 2,40).

Britain. An official Handbook. 1955 Edition. Prepared by the Central Office of Information. (438 S. 5 Karten). Der Band enthält eine Fülle von Informationen über Regierung und Verwaltung, Streitkräfte, Wirtschaft und Industrie, Arbeitskräfte, Sozialwesen und Finanzen, Religion, Wissenschaft und Kunst, Radio, Fernsehen und Presse.

Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Hrsg. vom Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin Bd. IV. (Tübingen 1955, Max Niemeyer, 254 S. 18,—). Der Band enthält u. a. unveröffentlichte Fontane-Dokumente (H. Fricke), einen Bericht über Leben und Wirken Hinkeldeys (B. Schultze) die Ergebnisse archivarischer Studien zum preussisch-sächsischen Friedensschluß von 1866 (R. Dietrich) und einen ausführlichen Besprechungsteil.

Bierner, H., Elsner E., Herberger, G. ed.: Wehrdienst-Kalender 1956. Ein Taschenbuch für Soldaten und Zivilpersonen im Dienste der deutschen Bundeswehr mit den wichtigsten Gesetzen und Bestimmungen von dienstlichem und persönlichem Interesse (Stand März 1956). (München 1956, Carl Gerber. 304 S. 24 S. Anhang, DM 4,80).

Koch, Thilo: Zwischen Grunewald und Brandenburger Tor (München, Langen-Müller. Zeichnungen von Heide Luft. 103 S. DM 3,60). Die vielen, die am Rundfunk dem Berliner Tagebuch des Verfassers lauschen, werden gern diese Auswahl aus heiteren, nachdenklichen und herzlichen Betrachtungen aufnehmen. Sie schildern Berliner Leben seit 1952 und beweisen, daß auch heute noch in der Hauptstadt das Gefühl eine Stätte hat.

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

Wiskemann

Ihre Besprechung des neuen Buches von Elizabeth — nicht: Elisabeth — Wiskemann in Heft 11/1956 der Deutschen Rundschau bedarf einer Ergänzung insofern Sie die Persönlichkeit der Autorin und ihre Arbeiten auf dem Gebiet der Zeitgeschichte nur kurz erwähnen.

Der unmittelbare Eindruck, den man beim ersten Zusammentreffen mit Elizabeth Wiskemann gewinnt, ist der eines englischen Liberalen alten Schlages — Idealistin, Menschenfreundin, aber sehr real denkend. Dem widerspricht auch nicht die Tatsache, daß ihre Familie väterlicherseits deutschen Ursprungs ist. — Miss Wiskemann wurde im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in der Nähe von London geboren. Sie ist von kleiner Statur, zart gebaut und jugendlich elastisch in ihren Bewegungen. Sie hat ein fein geschnittenes Gesicht, brünnetes Haar, lebhaft graue Augen und ein klares, metallisches Organ. Sie spricht ausgezeichnet Deutsch; nur selten, daß sie nach einem Ausdruck zu suchen hat. Sie redet ziemlich schnell und unterstreicht ihre Worte zuweilen durch eine gemessene Handbewegung. Alles was sie sagt, ist wohl überlegt. In der Diskussion ist sie sachlich und vermeidet Abschweifungen, würzt aber ihre Ausführungen gelegentlich durch eine humorvolle Nebenbemerkung. Sie erträgt Widerspruch und respektiert die Meinung ihres Gesprächspartners, aber man hat nicht den Eindruck, als ob sie sich im eigenen Urteil beeinflussen lasse. Sie gibt sich natürlich und frei und haßt Posen und „publicity“.

Miss Wiskemann hat mit Auszeichnung an der Universität Cambridge promoviert und dann mehrere Jahre dort teils als Forscherin, teils als Dozentin für zeitgenössische Geschichte gewirkt. Ihr Hauptinteresse hat sich von je auf die Probleme Zentral-, Süd- und Südost-Europas konzentriert. In den dreißiger Jahren hat sie mehrfach die europäischen Länder bereist und Deutschland und die angrenzenden südöstlichen und östlichen Gebiete genau kennen gelernt. Eindrücke und Erfahrungen, die sie während der Zeit des Dritten Reiches gewonnen hat, sind natürlich nicht ohne Einfluß auf ihr Denken geblieben. Als freie Schriftstel-

lerin hat sie Beiträge über aktuelle Fragen in den bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften Englands und der USA veröffentlicht.

Im Jahre 1937 wurde sie vom Royal Institute of International Affairs in die Tschechoslowakei entsandt, um an Ort und Stelle die damals aktuell werdende Sudetendeutsche Frage zu untersuchen. Das Ergebnis dieser Arbeit ist 1938 vom genannten Institut in einem Buche „Czechs and Germans“ veröffentlicht worden. Ein anderes, 1939, an gleicher Stelle erschienenes Werk von Elizabeth Wiskemann trug den Titel „Undeclared War“ und behandelte die Lage und Haltung der deutschen Minderheiten in den östlichen Staaten. Auf meine Bemerkung, daß der Titel kaum den Inhalt der Arbeit andeute, meinte Miss Wiskemann: „Damals wußte ich keinen besseren Titel, heute würde ich das Buch wahrscheinlich ‚Hitlers kalter Krieg‘ nennen.“

Während der Jahre des leider so gar nicht kalten Krieges ist sie Assistentin in der Presseabteilung der Britischen Gesandtschaft in Bern gewesen und die beiden ersten Nachkriegsjahre hat sie als Korrespondentin des „Economist“ in Rom verbracht. 1947 erschien von ihr ein Buch „Italy“, dem 1949 ein weiteres „The Rome-Berlin Axis“ folgte. Auch in dem von Professor Arnold I. Toynbee 1950 herausgegebenen Werke „Central and South East Europe 1945/48“ ist Elizabeth Wiskemann mit mehreren großen Beiträgen vertreten. Vier Jahre darauf publizierte das Chatham House ihr Buch „Hitler's Europe“, das wiesämtliche andern Werke von der englischen Presse günstig besprochen wurde. — Außer diesen Werken hat Miss Wiskemann zahlreiche Artikel in der Zeitschrift des Chatham House „The World To-day“ veröffentlicht, darunter mehrere zur Saarfrage.

Welch hoher Achtung sich Elizabeth Wiskemann in englischen geschichtswissenschaftlichen Kreisen erfreut, zeigt wohl am deutlichsten die Tatsache, daß sie seit Jahren Mitarbeiterin an der bedeutendsten Encyclopaedia ist, die die Welt kennt: die „Encyclopaedia Britannica“.

W. Sternfeld

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: **Theodor Kramer**, in Niederösterreich vor 60 Jahren geboren, 1916 schwerverwundet, Beamter, dann Buchhändler, seit 1931 freier Schriftsteller, 1939 Emigration, seit 1943 Librarian am Technical College in Guildford, England. Lyriker. Werke: „Gaunerzinke“, 1928, „Wir lagen in Wolhynien im Morast“, 1931, „Mit der Ziehharmonika“, 1936, „Verbannt aus Österreich“, 1943, „Die untere Schenke“, 1946, „Die grünen Kader. Wien 1938“, 1946, „Vom schwarzen Wein“, 1956. Literaturpreise 1928, 1931, 1947, 1956. — Dr. phil. **Peter Heller**, 1920 in Wien geboren, lehrt Germanistik in Amherst, Mass. — **Michael Guttenbrunner**, 1919 in Althofen, Kärnten geboren, besuchte die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, wurde nach dem deutschen Einmarsch mehrfach verhaftet, Kriegsteilnehmer. Veröffentlichungen: „Schwarze Ruten“, Gedichte 1947, „Spuren und Überbleibsel“, Prosa 1947, „Opferholz“, Gedichte 1954. — Dr. phil. **Eric Marcus**, in Berlin 1894 geboren, war von 1924-1933 Leiter der Presseabteilung der „Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung“, emigrierte, 1933 als Jude entlassen, nach Frankreich, schloß sich 1943 der französischen Widerstandsbewegung an, dann Collège-Professor und Journalist, jetzt Professor für neue Sprachen an der Universität Bridgeport, Conn. — Dr. phil. **Theodor Sapper**, 1905 in der Steiermark geboren, ausgedehnte Reisen, freier Schriftsteller, seit 1948 in Wien. Werke: „Erotik des Hasses“, 1930, „Kornfeld“, 1947, „Schmerz vor Tag“, 1956. — **Helmut Günther**, Studienrat an einem Gymnasium in Stuttgart, wurde im Kreis Hall/Württemberg 1911 geboren. Er ist Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften und Rundfunk-Anstalten.

Berichtigung

Auf S. 82 im Januarheft 1957 rechte Spalte in Zeile 6 v. o. ist richtig zu lesen: cum granu salis zu nehmen ...

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

| | |
|--------------------------------|--|
| <i>Thomas N. Bonner</i> | Amerikas Kriege und ihre Ursachen |
| <i>Karl Thieme</i> | Industrielle Revolution und Totalitarismus |
| <i>Harry Pross</i> | Jugendstil und Politik |
| <i>Ulrich Gertz</i> | Formgebung — Industrie — Publikum |
| <i>Fritz Homeyer</i> | Gedenkblatt für Juan Negrin |
| <i>Heinrich Böll</i> | Leben und Werk von Joseph Roth |
| <i>Margarete Buber-Neumann</i> | Besuch in Worpsswede |
| <i>Horst Lange</i> | Erzählung |

Anlieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Jundt, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kiosk, kompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60-62; Schweizerisches Vereins-sortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokusu 12.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 3.—

*„Die lebendigste und fesselndste Kulturgeschichte,
die unser Jahrhundert gesehen hat.“ Bayerischer Rundfunk*

WILL DURANT

Kulturgeschichte der Menschheit

In textlich ungekürzten Neuausgaben sind erschienen:

Das Vermächtnis des Ostens

Eine Kulturgeschichte Asiens

862 Seiten, 32 Tafeln. Leinen DM 28,80

Caesar und Christus

Eine Kulturgeschichte Roms und des frühen Christentums

810 Seiten, 39 Tafeln. Leinen DM 28,80

Das Zeitalter des Glaubens

Eine Kulturgeschichte des christlichen, islamischen und jüdischen Mittelalters

1214 Seiten, 32 Tafeln. Leinen DM 39,50

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

„Eine glänzende Leistung und den großen Geschichtswerken der Menschheit ebenbürtig — die Schöpfung eines großen Schriftstellers und Künstlers.“

Maurice Maeterlinck

„So lesbar, so faszinierend — spannender als die meisten Romane.“

Sender Freies Berlin

„Ein Historiker von Geist und ein Stilist von Eleganz.“

Westermanns Monatshefte

Ungeheure Tatsachenkomplexe in anschaulicher, lebendiger Weise dargestellt — eine Verbindung von Ranke und Friedell.“

Düsseldorfer Nachrichten

Vorrätig in jeder Buchhandlung

FRANCKE VERLAG BERN

Arthur Jores, Jahrgang 1901, zählt heute zu den führenden Köpfen der medizinischen Wissenschaft. 1950 wurde er Rektor der Hamburger Universität — zur Zeit leitet er die II. Medizinische Universitäts-Klinik in Hamburg-Eppendorf. Neben seiner publizistischen Tätigkeit weisen ihn wissenschaftlich vor allem seine vielbeachteten Referate — gehalten auf zahlreichen medizinischen Kongressen — aus, in denen er sich eindeutig zur psychosomatischen Forschung bekannt hat.

„*Der Mensch und seine Krankheit* steht im Mittelpunkt einer tief gegründeten weltanschaulich-ärztlichen Betrachtungsweise. Krankheit ist, so zeigt Professor Jores, ein Phänomen, dem man überall in der lebendigen Natur begegnet. Dennoch gibt es eine große Gruppe von Krankheiten — zu ihnen zählen gerade die heute stark verbreiteten Leiden wie Kreislauf-Erkrankungen und ähnliche Störungen —, die man selbst bei höheren Säugetieren normalerweise niemals antrifft. Sie müssen als spezifisch menschliche Krankheiten angesehen werden. Diese Erkrankungen entstanden, als der Mensch aus der Sicherheit tierischer Instinkte in die Freiheit der Entscheidung und Selbstverantwortung geworfen wurde. Sie verkörpern, wie alle Krankheit, das Prinzip der Natur, das Einzel-Individuum zu zerstören und dafür die Art zu erhalten. Sie treten auf, sobald die Entfaltungsmöglichkeiten eines Menschen entscheidend behindert sind. Eine solche Behinderung aber, so zeigt Jores, wird heute vorzugsweise psychogen ausgelöst, nämlich immer dann, wenn der Mensch das innere Gesetz, unter dem er angetreten, aus äußeren oder inneren Gründen nicht zu verwirklichen vermag.“

Dr. Christoph Wolff in „Die Welt“, Hamburg

ARTHUR JORES

Der Mensch und seine Krankheit

1956. 173 Seiten. Leinen 12,80 DM



KLETT

ERNST von HARNACK

Die Praxis der Öffentlichen Verwaltung

Zweite, durchgesehene Auflage

Mit Bild des Verfassers, ausführlichem Literaturverzeichnis und Sachregister
XVI, 306 Seiten, Format DIN A 5 Ganzleinen gebunden 15,80 DM

„Man ist dankbar, daß man dieses Buch heute zu lesen bekommt, das nicht nur ein Knigge für Vorgesetzte und Untergebene ist, sondern ein Brevier voll Lebens- und Verwaltungsweisheit aus selten reicher Berufserfahrung heraus.“
„Die Verwaltungspraxis“ Stuttgart

„Alle, die am öffentlichen Leben Anteil haben und Anteil nehmen, können an dieser ebenso gedankenreichen wie nützlichen Gesamtschau der Probleme und Funktionen der Verwaltung nicht vorübergehen.“

„Telegraf“ Berlin

NECKAR-VERLAG GMBH., VILLINGEN/Schwarzwald

Neuererscheinung

KURT STAVENHAGEN

PERSON UND PERSÖNLICHKEIT

Untersuchungen zur Anthropologie und Ethik

309 Seiten, broschiert 24,— DM, Leinen 28,— DM

In der Auseinandersetzung mit der Werteethik Max Schelers und ihrer Fortbildung durch Nicolai Hartmann gelangt Stavenhagen zu einer neuen Interpretation der vielumstrittenen „Werte“. Sie sind ihm nicht mehr eigenständige Wesenheiten, sondern nur mehr Reflexe einer elementaren Intention des Menschen, sich verantwortlich zu verhalten. Richtigen Verhaltens fähig zu sein, charakterisiert den Menschen als Person. In dem Maße, als er diese Fähigkeit in sich aktualisiert, wird er zur Persönlichkeit. Die Methode der Untersuchungen ist weitgehend phänomenologisch. Stavenhagen verläßt jedoch oft ausdrücklich die Ebene der Phänomenanalyse, um zu grundlegenden Strukturen durchzudringen. Vielfach werden die Ergebnisse empirisch-experimentaler Wissenschaften als für die philosophische Untersuchung bedeutsam herangezogen.

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN

Clement Attlee

Melanie Söll

Camilo José Cela

Jean Baudrillard

Diego Fabrí

Theodor Heuss

John Hynd

Jacques Leclercq

Gabriel Marcel

François Mauriac

Documente

Christian Prineas

Giorgio La Pira

Philosophie
Theologie

Björn Raamussen

Robert Schuman

Paul-Henri Spaak

W. A. Visser't Hooft

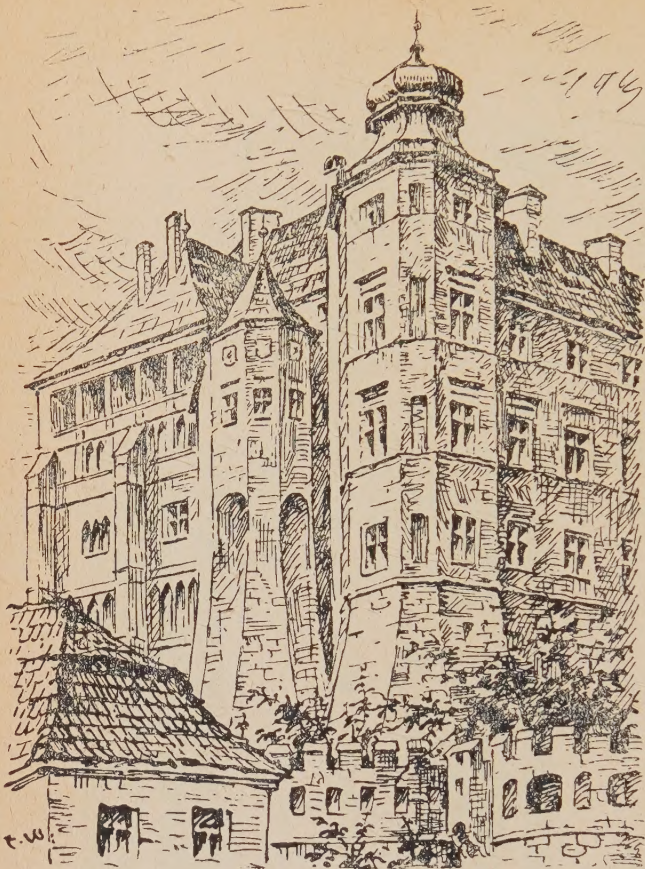
Literatur · Film
Theater · Kunst

Geschichte
Politik

Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit

Wirtschaft
Gesellschaft

12. Jahr · Jetzt in Köln · Zweimonatlich im Umfang von 80–100 Seiten · Jahresabonnement: 10,50 DM · Verlangen Sie ein kostenloses Probeheft · Verlag der Dokumente, Köln, Worringer Straße 11–13



Krakau, Burg

Zeichnung von Eduard Winkler

Aus der Monatsschrift

DER EUROPÄISCHE OSTEN

Herausgeber Edmund von Gordon

Joerg-Verlag · München 38 · Tizianstraße 90

Im Frühjahr erscheint

ROBERT SAITSCHICK

KULTUR UND MENSCHENKENNTNIS

ca. 260 Seiten, Leinen ca. 13,80 DM

Professor Saitschick, der bekannte, evangelische Philosoph und Theologe hoher Grade, den Oswald Spengler den „letzten universal gebildeten Menschen“ nennt, schenkt uns mit seinem neuesten Buch eine „Synthese der Kultur“. In einer Zeit, die dem Analysieren unbeschränkten Raum gewährt und kaum einmal zu einer Synthese gelangt, ist dieses auf die Darstellung des Wesentlichen ausgerichtete Werk eine besonders kostbare Gabe. Es offenbart uns erneut das umfassende Wissen und die tiefe Menschenkenntnis von Professor Saitschick. Der klare Stil, der alle seine Bücher auszeichnet, macht die Lektüre zu einem hohen Gewinn und geistigen Genuß.

KATZMANN VERLAG TÜBINGEN



R E P R Ä S E N T A T I V

für weite Kreise der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Führungsschicht unseres Volkes ■ auf Grund klarer, unbeirrbarer Zielsetzung aus christlich-abendländischer Verpflichtung ■ weitgespannter politischer Konzeption und ■ wegweisender Wirtschaftspublizistik bei völliger geistiger und materieller Unabhängigkeit.

Rheinischer Merkur

DIE REPRÄSENTATIVE ZEITUNG DEUTSCHLANDS

Verlagshäuser in Köln und Koblenz
Korrespondenzanschrift: Koblenz, Roonstraße (Pressehaus)